Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 85 (1944)

Artikel: Wider Hass und Streit
Autor: Matt, Josef von
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1008220

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wider Haß und Streit

Volkserzählung aus der Urschweiz von

Josef von Matt

Weil der Unfriede jede Freude zerstört.

Auf der Sonnenseite des schmalen Tales steht am Hang ein Bauernhaus. Sonnenverbrannt sind die Balken, breit das Dach, das beidseitig weit über die Lauben hinausragt. Vor den Fenstern blühen rote Geranien. Hinter den Scheiben blitzen weiße Vorhängli. Sauber und aufgeräumt ist alles ums Haus herum. Das Heimen heißt Hangmattli, wohl weil gleich hinter dem Stall die Matte steil ansteigt, bis an den Waldrand hinauf.

Die Mutter sitzt auf dem Bänkli vor dem Haus und flickt. Friedlich sieht das aus und heimelig. Aber wer näher heran kommt, sieht, daß die Mutter ein bekümmertes Gesicht macht und hört, daß es im Haus wieder einmal laut zugeht. „Ich lasse mich nicht kommandieren, und von Dir zu allerletzt!“ Die Mutter will aufstehen, seufzt tief auf und beugt sich wieder über ihre Arbeit. Die helle Stimme von vorhin gellt wieder aus den Stubenfenstern: „Einmal muß das ausgemarchet sein, wer hier das Recht hat, Du oder ich! Bist allen Leuten im Weg und befiehlst noch als ob das Heimen Dir gehören würde.“

Das ist der älteste Sohn der Jost. Und im Winkel, ans Büffet gelehnt, die Arme verschränkt, steht der um zwei Jahre jüngere Bruder, der Walter, mit finsterem Gesicht: „Ich glaube wir haben doch beide Platz daheim. Und vorläufig hat hier der Vater zu befehlen, und nicht Du, Jost.“ Dieser steht am Tisch, rot im Gesicht, mit geschwollenen Adern und steinharten Fäusten: „Ja, ja, der Vater befiehlt. Und Du meinst Du könntest ihm solange um den Bart streichen, bis er mich zum Teufel jagt, he! Wir wollen einmal schauen wer der Stärkere ist. Lüpf mich, wenn Du Dich getraust. Dann will ich Dir zeigen, wer hier zu kommandieren hat.“ Walter kommt aus seinem Winkel langsam auf den Bruder zu, tritt ganz nahe vor ihn her, läßt langsam die Arme sinken, schaut ihm fest und hart in die Augen, so nahe, daß jeder des andern Atem spürt, dann sagt er: „Jost, hast Angst um Dein Heimen bevor es Dir gehört, schäm Dich wegen Vater und Mutter,“ dann wirft er den Kopf zurück und geht bolzgrad zur Türe hinaus. Jost verfehlt nicht ihm ganze Büschel wüste Namen und Wörter nachzurufen.

Walter geht bei der Mutter vorbei in den Stall. Jost kommt bald nach, nimmt ein Velo vor dem Haus und fährt in rasendem Tempo auf dem schmalen Weg der Straße zu. Die Mutter läßt ihre Arbeit in den Schoß fallen, schüttelt langsam den Kopf und staunt in die grüne Matte hinaus. Da ist alle Pracht der sprossenden Frühlingskraft ausgebreitet. Blühende Bäume, die wie grandiose, weiße Blumensträuße dastehen, das saftige Grün, der Duft von Gras und sprießendem Boden und der Zauber in neu erwachenden Wald. Und doch ist in all der Herrlichkeit so viel Weh und Schmerz daheim. Weil der Unfriede jede Freude zerstört.

Bedächtig und zögernd kommt der Vater, setzt sich neben die Mutter auf das Bänklein, stopft umständlich seine Pfeife und zündet drei-viermal an. Dann fragt er endlich: „Hast ihnen nicht wehren wollen, den Buben?“ Die Mutter schaut auf, hinüber zum Vater, der immer noch eifrig an seiner Pfeife hantiert und meint: „Nein, nein, das sind keine Buben mehr. Das sind Mannen, und machens jetzt genau so wie ihr Vater. Und wenn jemand wehren kann, dann bist Du's mit Deinem eigenen Streit. Gib ihnen ein gutes Beispiel, dann besserts.“ Der Vater guckt schräg unter den Augenbrauen hervor, streicht ihr mit der Hand

über die Haare: „Mußt nicht predigen, Mutter, so hab ich Dich nicht gern. Kannst es schlecht, und es nützt nichts bei mir, schad ist um die Zeit.“ Dann schleicht er um die Ecke.

Wie Walter ein nasses Mädchen in den Armen hält.

Aber warum auch so wüst tun und streiten. Kaum ein paar Tage später kam für Jost ein militärisches Aufgebot und anderntags ein gleiches für das Roß. Jetzt war schon wieder übergroße Not an Arbeitskräften. Gerade auf die strengste Zeit hin konnte man das Roß nicht entbehren. Der Vater stiefelte im halben Land umher, wollte den Stellungsbefehl rückgängig machen. Die andern Bauern schimpften auch, das half ebensowenig. Auf dem Heimweg sah er ein Holzfuhrwerk, ein prächtiges Zweigespann auf die „Grabensagi“ zufahren. Dem ging er nach.

Versteckt hinter einer Reihe von Bäumen, etwas von der Straße ab, gegen die Schlucht zu, lag das Sägewerk „die Grabensagi“. Noch am späten Abend drehte sich das große Wasserrad, stampfte und ächzte die Säge. Der Hangmattli-Hans strich den Haufen Rundholz nach, an den Bretterbeigen vorbei und suchte den „Sageler“. „Mußt auch Deine Rosse dem Militär abgeben?“ Der schaute von seiner Arbeit auf: „Nein, das nicht, aber zwei Arbeiter müssen wieder einrücken.“ Das gefiel dem Hans nicht schlecht. Nach langen Reden über den ewigen Militärdienst, über das unzuverlässige Wetter und den schrecklichen Krieg machte er dem Sageler den Vorschlaa, er schicke ihm den Bub, den Walter zum Schaffen, wenn er dafür ein Roß haben könne. Sie wollten so, Roß gegen Sohn, die Arbeitskraft austauschen, und statt mit Geld zu zahlen, miteinander aufrechnen.

So kam Walter in die Grabensagi als gelegentlicher Aushilfs-Arbeiter und dann wieder holte er das Roß, um damit daheim zu fuhrwerken. Aus dem überflüssigen Bruder wurde nun ein vielbegehrter Mann. Das gefiel ihm sehr, denn er war jung und stark, wollte etwas nützen und wirken. Er war voller Tatendrang, ankehrig und hatte die Augen offen für die Arbeit und auch für die schöne Welt um ihn. Und in dieser schönen Welt das Allerschönste schien ihm ein junges Mädchen zu sein: dem Sageler seine zweitälteste Tochter, das Agathli.

Es war fünf Wochen jünger als er, gut tausend Wochen alt. Blond wie das Korn im Herbst, schlank wie ein Birkenstamm und biegsam wie eine Haselstaude. Trällernd stand es zwischen den gackernden Hühnern, jodelnd fütterte es die Schweine und aus der Küche ertönte oft beim Klappern der Teller sein froher Gesang. Walter hörte ums Leben gern diesem Singen zu. Nur zu oft wurde die helle Stimme vom Lärm und Gepolter der Säge übertönt. Er mußte deshalb hie und da eine Gelegenheit suchen, mehr in die Nähe des Mädchens zu kommen.

Wenn er am Haus vorbeiging, schaute er jedesmal verstohlen nach allen Seiten, ob er irgendwo das Agathli entdecken könne. Er hatte Augen wie ein Adler, und das war gut.

Oberhalb der Sagi war mitten im Lagerplatz für das Rundholz ein Teich angelegt, auf welchem die Stämme schwammen. Je nach der Arbeit lagen dort die Hölzer eng aneinander, sodaß sie fast die ganze Wasseroberfläche bedeckten. Marieli, des Sagelers jüngstes Kind, lief, die Gefahr nicht achtend auf diese schwimmenden Stämme hinaus, einem Schmetterling nach. Agathli sah das Marieli schon mitten im Teich, mit fliegenden Zöpflein die Hände und Augen in der Luft. Ein Schreck, ein Schrei und im Hui dem Marieli nachspringen; all dies geschah in der gleichen Sekunde, und just in dem Augenblick, da Walter mit dem Roß daherkam, gewohnheitsmäßig nach allen Seiten auslugend. Er sah das Kind glücklich ans Ufer tänzeln, und wie das Agathli zwischen zwei Stämmen im Wasser versank. Walter sprang mit einem Brett auf die Hölzer hinaus, erwischte eine Handvoll von Agathlis Kleid und zog das Mädchen an die Oberfläche. Besinnungslos hing es in seinem Arm. Es hatte wohl beim Sturz den Kopf hart aufgeschlagen. Vielleicht wäre es so elend im Wasser umgekommen, trotzdem der Teich nicht gefährlich tief war.

Walter legte das Agathli ins Gras. Er ſchaute ſich nach allen Seiten um. Biß ſich auf die Lippen, kratzte im Haar, war bis in alle Fingerſpitzen hinaus verlegen. Was ſollte er mit dem ſchönen naſſen Mädchen anfangen? Schließlich nahm er es ſachte und ſorgſam auf ſeine Arme und trug es ins Haus. Ihre Kleider tropften nun gemeinſam. Agathlis Haare klebten an Walters Hals. Das bleiche Geſicht fiel bei jedem Schritt gegen ſeine Bruſt. Trotz aller Näſſe und Schwere war dem Walter ſo leicht und wohl und bis zu allerinnerſt warm, daß er gerne weit fort ſo gewandert wäre.

Nach dem erſten Schreck in der Stube konnte er nur ſchnell erklären und noch zuſchauen, wie ein Bächlein vom Kanapee weg über das glänzende Parkett in die Mitte des Bodens rann und dort ein Seelein bildete. Dann wurde er hinausgeſchickt.

Aber ſeither lag in ſeinem Blick eine ſammetweiche Freude, und mitten in der Arbeit oder Nacht ſpürte er das wohlige Glücksgefühl wieder. Dann ſagte er wohl trotzig zu ſich ſelbſt: „Das kann mir niemand nehmen, ich hab's halt doch in den Armen gehalten."

Sonſt wurde dieſes Ereignis nicht weiter beſprochen. Marieli bekam die Rute, daß ſein Schreien bis in die Landſtraße hinüber zu hören war und durfte nie mehr ob der Sage ſpielen, ſonſt blieb alles unverändert. Wenigſtens ſoweit dies ein oberflächlicher Betrachter beobachten konnte.

Ein ſchlauer Kerl aber, wie Agathlis kleiner Bruder, der Xaverli war, merkte, daß zwiſchen dem Agathli und dem Walter etwas Geheimnisvolles vorging. Er hätte davon gern mehr wiſſen mögen und ſtrich den Beiden immer ein wenig nach. Im Roßſtall ſagte er einmal ohne jeden Grund und Auftrag, nur ſo zum probieren: „Du Walti, ich habe Dir einen Gruß vom Agathli." Walter fuhr wie angeſchoſſen herum: „Was ſagſt?", wollte mehr und noch mehr wiſſen und gab ihm ſogar einen Zweibätzler für Zuckerſteine. Das gefiel dem Xaverli. Er ging in die Küche zum Agathli, wackelte dort allen Wänden nach, kroch auf jeden Stuhl, ſchaute in jede Pfanne und Schüſſel, bis die Schweſter ihn hinausjagen wollte, dann ſagte er keck: „Du, der Walti hat geſagt, ich ſolle Dir einen Gruß ausrichten." Agathli ſchaute einen kleinen Moment verlegen auf den Bub, wurde eher ein wenig

Die neue Kirche in Stansſtad Photo: Weber, Stans

rot, nahm ſchnell aus dem Gänterli ein Küchlein: „Da haſt etwas zum s'Maul ſtopfen, red nicht ſo dummes Zeug.“ Dann war es überaus lieb mit ihm. Er durfte die längſte Zeit in der Küche bleiben.

Konferenzen im Sauſtall.

Der Sommer und die Hitze kamen ins Land. Joſt kehrte vom Dienſt heim. Nun hatte Walter noch beſſer Zeit, in der Sagi zu arbeiten und die fälligen Tage für das gelehnte Roß abzuverdienen. Der Sageler ſchätzte den Walter. Seine zugriffige Art gefiel ihm. Er konnte ihn bald für exakte Arbeiten heranziehen. Auch freute er ſich, daß Walter immer um ſich Ordnung haben wollte. Alles mußte irgendwie in Reih und Glied ſein; ſo herumliegende Bretter, Abfälle und Hölzer gaben dem Walter und ſeinem Meiſter auf die Nerven. Walter freute ſich, ein wachſendes Vertrauen zu gewinnen und immer mehr in dieſer Familie wie zuhauſe zu ſein.

Agathli war gegen alle Leute liebenswürdig und dienſtbereit. In der letzten Zeit ſtand es hie und da vielleicht etwas länger beim Walter als bei andern. Es kam vor, daß ein Arbeiter am Tiſch darüber ſpitzige Bemerkungen machte. Der Vater ſchaute dann auf und ſeinem Meitſchi in die Augen, ſagte aber nichts.

Gegen Abend, beim Füttern der Schweine, war Walter auch ſo zufällig auf den Stall zu gekommen. Er rühmte die fetten Tiere, wie ſie gut gedeihen, daß es gar nicht anders möglich ſei, wenn ſie ſo gute Pflege hätten: „Das iſt doch eigenartig, Agathli, Dir gelingt alles. Was Du anpackſt, iſt immer wohlgetan. So iſt gut immer luſtig zu ſein. Alle haben Dich lieb. Wenn das nur bei mir auch ſo wäre.“ Agathli ſchaute dem Walter in ſein ernſtes und hilfloſes Geſicht: „Biſt Du zu bedauern, Walter, ſoll ich Dich bemitleiden, geht es Dir ſchlecht?“ „Ja, wenn Du nicht da wäreſt, dann würde ich das zuhauſe nicht aushalten.“ Er wollte von daheim erzählen, da deutete ihm Agathli, ſtille zu ſein: „Halt der Vater kommt.“ In raſchem Entſchluß nahm es die Melchtern, ging aus der Türe, ſchloß zu und ſchritt aufs Haus zu.

Nun ſtand Walter mitten in den Säuen plötzlich allein und mußte hier bleiben, bis das Mädchen wieder kam. Bald hörte er Schritte. Das Schloß knarrte, die Türe öffnete ſich und im Rahmen ſtand der Vater: „Aha, alſo deshalb kommt das Meitſchi mit einem roten Kopf aus dem Schweineſtall. Das iſt grad recht.“ Walter wollte mit einigen verlegenen Worten verduften. Aber der Vater rief ihn zurück. Er trieb die Schweine in das Pferch hinein und redete unterdeſſen: „Ich hab da ſchon lange zugeſchaut, Walter, dem Spiel da mit dem Agathli. Du biſt ein rechter Burſch, biſt auch in einem Alter, wo man an ſo etwas denken darf. Aber es iſt beſſer, ich ſage Dir das jetzt vielleicht zu früh als zu ſpat. Mit dem Agathli wird nichts draus. Das geb ich nicht zu, daß es in die Luft hinaus heiratet. Du haſt keinen Verdienſt, haſt nichts Erſpartes. Das Heimen bekommſt Du nie, das weiß man. Deiner Lebtag ein Knechtli ſein, oder da und dort aushelfen um ſchlechten Lohn, da iſt mir das Agathli zu lieb für ſowas. Schad iſt's um Dich, Walter. Ich hab Dir ja nichts dreinzureden, wie Du Dein Leben einrichten willſt, aber das ſag ich Dir, ſchlag Dir das Agathli aus dem Kopf.“ Walter wollte ſich wehren. Aber der Sageler fuhr ihm mit einer deutlichen Bewegung vor der Naſe herum: „Red jetzt nicht drein. Zu ändern gibts daran nichts. Sonſt biſt Du mir ſchon recht. Geh jetzt heim und denk nach, ob ich nicht recht hab.“ Er gab dem Walter die Hand, ließ ihn voraus aus dem Stall gehen, verſperrte die Türe und dann ging einer da und der andere dorthin fort.

Ohne nur in der Sagi den Tſchoppen zu holen, ging Walter heimzu. Auf halbem Weg bog er ab in den Wald hinauf. Gebeugt wie ein alter Mann, vor ſich herredend wie ein Betrunkener, lief er zwiſchen den Bäumen durch: „Und das Wüſteſte und Verrückteſte iſt noch, daß er recht hat, der Sageler.“ Er ſetzte ſich auf einen Stein, die Ellbogen auf die Knie geſtützt, den Kopf in die Hände vergraben. „Seit ich aus der Schule gekommen bin, habe ich ehrlich und redlich und ſtreng daheim geſchafft. Und wenn mir einer ſagt, Du haſt nichts und

wirſt nichts, ſo muß ich ihm noch recht geben."

Walter war bis in ſein tiefſtes Herz hinein beleidigt und verletzt und traurig. Und was ihm noch am meiſten weh tat, das war ſeine Liebe zum Agathli, ſeine große, aufrichtige Liebe. Kann man etwas dafür, wenn es brennt und ſchmerzt und ſingt und jubelt tief innen in der Bruſt um einen lieben Menſchen?

Das Licht zwiſchen den Stämmen verblaßte. Die Nacht kroch langſam in den Wald. Walter merkte es nicht. Zwiſchen den Baumkronen blitzte da und dort ein Stern. Walter ſah ihn aber nicht. Er ſtarrte vor ſich in die Dunkelheit und wütete mit der Dunkelheit in ihm. Er rechnete ab mit ſeinen Jahren bis jetzt und ſuchte einen Weg in eine gute Zukunft. Daheim gegen den älteren Bruder Joſt aufſtehen, das wollte er nicht. Als Knecht fort, das hieße auf das Agathli verzichten. Weiter in den Tag hineinleben, ſeine guten jungen Jahre verbrauchen mit Warten, bis er irgendwie ſelbſtändig werden kann, nein.

Im Türrahmen ſtand der Vater

Er ſtand von dieſem Stein auf mit dem feſten Willen, ſein Leben nun ſelbſt in die Hand zu nehmen und Tag für Tag an einer ſicheren und glücklichen Zukunft zu bauen. Und in dieſen Plänen war kein Glück möglich ohne das Agathli, keine Freude und kein Sonnenſchein ohne das liebe Mädchen.

„Laßt uns die Sorgen des Tages vergeſſen!"

Agathli wußte von der Unterredung im Sauſtall nichts. Es hatte viel nach Walter Ausſchau gehalten. Die nächſten paar Tage war er nicht gekommen. Das war nicht verwunderlich. Jeden Morgen dachte es: „Heute muß er kommen. Und wenn er nicht wegen dem Roß kommt oder um zu arbeiten, dann kommt er am Abend." Und immer wieder wurde es Nacht ohne Walter. Agathli trällerte und ſang weniger, verlor den Uebermut, ſchaute oft traumverloren aus dem Fenſter oder in einen Winkel hinein.

Im Dorf beim Einkaufen hörte es zufällig von ihm reden: Walter gehe jetzt auch in die Munitionsfabrik. Sie hätten dort wieder eine ganze Schar neue Leute eingeſtellt. Es frug nicht weiter, es ging heimzu, langſam und in Gedanken verloren. Warum hatte ihm Walter davon nichts geſagt? Walter in der Fabrik! Das war ja nicht zum Ausdenken. — Wenn er nur ein einziges Wort geſagt hätte. Aber der hat wohl ſchon gemerkt, daß ich dagegen geweſen wäre, darum hat er nicht mit mir geredet. So ſtudierte Agathli, zweifelte an Walter und litt, ohne zu wiſſen, daß ſein Vater ihm viel beſſere Auskunft hätte geben können.

Während es im Sonnenſchein zwiſchen den ſaftigen Matten und den mächtigen Obſtbäumen heimging, ſtand Walter in einem großen heißen Saal an ſeinem Werkplatz zwiſchen den lärmenden Maſchinen. Seine ſchweren, knochigen Hände führten mühſam und widerſpenſtig die ungewohnte Arbeit aus. Vor ihm war ein Fenſter aus Milchglas. Da drang wohl Licht herein, aber kein Blick hinaus. Später, wenn er angelernt war, dann ſollte er auch an einer Ma-

schine arbeiten. Jetzt war ihm alles noch neu. Der Lärm drang ihm schmerzlich bis ins Rückenmark hinein. Jeder Tag schien ihm unendlich lang. Mittags aßen alle in der Kantine. Da war wieder Lärm.

Wie still war es, wenn er auf dem Velo heimzu fuhr. In den Abend hinein, in der frischen Luft, den letzten Strahlen der Sonne nach. Dann schaute er mit gierigen Augen in das Grün der Wälder und der Matten, den Hängen hinauf zu den Felsen. Und wenn gar im ewigen Schnee droben das Rot aufleuchtete, das einem strahlenden Tag heimzündet und Abschied gibt, dann wurde ihm wieder frei und wohl, dann flogen seine Gedanken weit in alle Winde und voraus in jene erträumte, herrliche Zukunft hinein.

Walter wollte jetzt Geld verdienen. Er bekam in der Fabrik einen guten Lohn. Für ihn war das unerhört viel Geld. Er wollte einmal mit viel Selbstverdientem vor den Sageler hintreten und dann wieder weiterreden, dort wo sie das letzte Mal aufgehört hatten. Darum war er nirgends mehr zu sehen. Nach dem Feierabend half er zuhause. Am Morgen war er früh auf dem Weg. Das ging viele Wochen lang so. Die Fabrik gefiel ihm am besten am Samstag nachmittag. Da war um 12 Uhr mittags Feierabend. Ein ganzer Nachmittag frei und ungebunden sein. Und dann kam erst noch der Sonntag. Das war jedesmal ein Fest. So ein Fest feierte er einmal mit Becherklang und Handorgelmusik in der Wirtschaft. Für einmal wollte er ein ganz klein wenig mit Sparen aussetzen, auch mit seinen Arbeitskameraden zusammen lustig sein. Zuerst wollte man nur schnell einen Kaffee trinken, dann noch ein Möstli. Es kam ein Handörgeler dazu. Lieder, die allen vom Militärdienst her bekannt waren, wurden gesungen. Die Kellnerin half mit einem Jodel, mit einem Tanz. Ein fröhlicher Kumpan zahlte eine Runde Bier. Rote Köpfe, heisere Stimmen, Staub und Rauch und all dies voll Fröhlichkeit und Ausgelassenheit: „Laßt uns die Sorgen des Tages vergessen!“ sangen sie.

Walter nahm sich diese Strophe zu Herzen und vergaß alles um sich her. Er wollte seine Kraft zeigen und hob die Kellnerin bis an die Decke hinauf, dann nahm er sie im Schwung auf seine Arme und trug sie über Tisch und Bänke. Das Mädchen lachte, schlug und wehrte sich mit Händen und Füssen und schrie.

In diesen Tumult hinein kam das Agathli. Es stand bei der Türe am Büffet, als sich Walter mit seiner zappeligen Last umdrehte. Er ließ die Arme sinken. Das Mädchen schlüpfte davon. Agathli schaute vor sich auf den Boden. Dann nahm es aus seinem Körbchen eine Flasche und bestellte Wein für den Vater, sie hätten Besuch. Walter wäre lieber in diesen schmutzigen Tanzboden hinein versunken. Er blieb stehen, starrte mit offenem Munde das Agathli an, sein Kopf ward noch röter, er schwitzte noch mehr. Schließlich nahm er sich zusammen, wollte erfreut und fröhlich scheinen, ging auf Agathli zu und sagte mit ausgestreckter Hand: „Grüß Dich Gott, Agathli!“ Aber nach zwei Schritten sah er das Mädchen aus der Türe verschwinden und hörte es sagen: „Ich schicke dann den Xaverli, ich will nicht stören!“

Das ist Pech. Und wenn man dann im Aerger weitertrinkt und die Kameraden höhnen und hänseln, ist das noch einmal Pech. Dann kommt die Nacht, in der die Zimmerwände wanken und sich drehen. Und der Morgen mit schmerzendem Kopf und Herz, da sich der junge Mann mit der noch schmutzigen Faust an die Stirne schlägt und mit allem Schimpfen und Fluchen den gestrigen Abend nicht ungeschehen machen kann. Und Walter schlug vielmal und hart mit der Faust an seine Stirne. Schaute sich im Spiegel an und sagte überzeugt zu diesem Spiegelbild: „Du bist ein Esel!“

Ein wichtiger Holzhandel.

Der Waldegg-Balz saß in seiner Stube, las die Zeitung, notierte daraus in ein Notizbüchlein Zahlen, las wieder, notierte wieder und klopfte dann hart mit der Faust auf den Tisch: „Jetzt oder nie! Beim heiligen Sankt Joder und Wendel ich wags!“ Kein Mensch war in der Stube. Er redete mit sich selbst so heftig. Die Fliegen wirbelten ab der Decke und den Fenstern wie wild und erschrocken in den Sonnenstrahlen herum.

Und wieder klopfte er auf den Tisch: „Und zwar jetzt in diesem Moment wird angefangen, und Punktum!“ Die alte Magd kam eiligst in die Stube und wollte wissen, was da so Schreckliches geschehen sei. „Karlini, den Sonntagstschoppen und zwar plötzlich!„ Karlini schlug die Hände zusammen und jammerte: „Ihr wollt doch nicht so fortgehen, oh je, oh nein, Herr Ratsherr, in diesen Hosen mit dem großen Flick. Und das Hemd ist nicht mehr sauber. Und zuerst müßt Ihr noch etwas Zabig nehmen, und von den Schuhen will ich gar nicht reden.“

Jammernd verschwand Karlini. Bald war aus der Küche ein Knistern im Kochherd zu hören, dann kam Karlini mit den Hosen und den Schuhen, das nächste Mal mit dem Zabig-Geschirr, mit Brot, Anken u. Schnitzen, dann mit dem Hemd und Kragen. Nein, nein, das dürfe nicht geschehen, daß er so fort gehe, was würden die Leute sagen, er habe auch gar keine Lueg mehr seit ihm die Frau gestorben sei und die Töchter fortgezogen, man müßte sich ja in den Grund und Boden hinein schämen. So redete die Magd bis der Ratsherr vollständig neu angezogen war, und sie ihm die Schuhbändel geschnürt und das Cravettli in den Kragen gesteckt hatte.

Des Ratsherrn Frau war zwar schon vor 16 Jahren gestorben und die Töchter vor drei und vier Jahren auswärts verheiratet. Und die Leute wußten längst, daß der Waldegg-Balz keinen Schritt tun durfte und kein Hemd anziehen, ohne daß seine Magd ihn inspiziert und kontrolliert hatte. Während der Waldegg-Balz den letzten Schnitz vertilgte und das letzte Kacheli Kaffee austrank, füllte ihm Karlini den Tabakbeutel und bürstete seinen schönen Hut. „So, behüt Euch Gott, Herr Ratsherr, und das z'Nacht stelle ich dann an die Wärme.“ Karlini frug nie, wohin er ging, wann er zurückkäme. Dafür hatte sie viel zu großen Respekt vor dem Ratsherrn.

Mit wichtiger Miene Rauch aus seiner Pfeife blasend, mit dem schweren Stock in der Hand, schritt der Waldegg-Balz von seinem Heimen weg gegen das Dorf zu. Manchmal blieb er stehen, hob die Hand, zählte halblaut an den Fingern ab, dann nahm er wieder würdig ein Stück Weg unter die Füße. Er ging geraden Ganges auf die Grabensagi zu. Vor dem Haus traf er das älteste Mädchen, das Vreni, fragte nach dem Vater und ging ins Haus. Die Mutter begrüßte ihn mit Respekt, führte ihn in die Stube. Sie wollte dem Vater rufen, er sei drüben in der Sagi. Sonst wäre der Ratsherr natürlich zu ihm hinaus auf den Werkplatz gegangen. Aber heute blieb er sitzen, drehte den Stock zwischen den Beinen, schob den Hut ganz hinten an den Kopf, schaute zu den Bildern an den Wänden auf und wartete.

Zwei junge Pferde schließen Freundschaft

Der Vater kam, verschwitzt und voll Sägemehl von der Arbeit. So saßen die beiden nun am Tisch und redeten vom Wetter. Und dann kam der Waldegg-Balz allmählich mit seinem Plan. „So, jetzt habe ich lange genug gewartet,“ sagte er, „jetzt ist mir der Preis recht und die Zeit. Jetzt will ich aus

meinen Wäldern Holz schlagen, viele hundert Kubikmeter Bauholz.“ Dann berichtete er von dem, was er seit vielen Jahren ausgedacht und ausgeklügelt hatte. In den Wald „ob Tossen“ mußte ein Drahtseil erstellt werden. Innert zwei Jahren mußte alles, was bewilligt würde, im Tal auf dem Holzplatz liegen. So und so, jede Woche Abrechnung über die Lieferung, morgen wolle er die Eingabe machen. Und heute sollten sie einig werden als Käufer und Verkäufer.

Das kam für den Sageler etwas überraschend. Er wollte doch zuerst den Wald ansehen und überlegen. Der Ratsherr wollte jetzt gleich alles vereinbaren. Der Vater rief dem Agathli. Es mußte die Lohnlisten, die Preislisten, die Amtsblätter mit den Vorschriften holen und nachschlagen. Bald streckten alle drei, über den Tisch voll Papiere gebeugt, die Köpfe zusammen.

Die Mutter rief zum Nachtessen. Man hatte keine Zeit. Der Xaverli kam und sagte, er habe Hunger. Man hörte nicht auf ihn. Das Marieli rief: „Komm Agathli, es gibt Würste, weil der Ratsherr da ist.“ Da brachte Vreni endlich Teller und Schüsseln, packte ihnen das Schriftliche weg und stellte die Suppe auf den Tisch. Sonst hätten die drei zusammen mit hungrigem Magen bis in alle Nacht hinein gerechnet und verhandelt, über Preise und Löhne, und wie es jetzt schwierig sei, gute Arbeiter zu bekommen, weil viele im Militärdienst seien oder wegen den hohen Löhnen in die Fabrik gingen.

Erst spät in der Nacht ging der Ratsherr heim. Karlini hatte umsonst mit dem Nachtessen gewartet. Er hatte weder Hunger noch Durst. Aber er war gut gelaunt. Mit behaglichem Grunzen ließ er sich die Schuhe ausziehen, ging in seine Kammer und ins Bett.

Warum sich der Hangmattli-Walter in die Backe schneidet.

An einem Sonntag nach dem Gottesdienst stand Walter daheim in seinem Zimmer am Fenster und rasierte sich. Er hatte für diesen Nachmittag seine Pläne und wollte sich dafür fein machen. Während dieser schmerzlichen Beschäftigung schaute er gelegentlich am Spiegel vorbei an den Berghang hinüber. „Halt, wer war das? Wer ging dort den Bergweg hinauf? Das war doch das Agathli!“ Ja natürlich, ganz allein ging es den Zickzack-Weg hinan. Au, vermaledeite Geschichte, jetzt hatte er sich in die Backe geschnitten. „Warum geht das Agathli auf die Alp, und allein, mit Rucksack und Bergstock?“

Walter kratzte mit dem Rasierapparat immer schneller und statt in den Spiegel, schaute er zum Fenster hinaus. Das Blut rann ihm auf das Hemd hinunter. „So das auch noch!“ Er riß ein anderes aus der Schublade, schmiß seine Sontagsschuhe in die Ecke. Seine heutigen Pläne hatte er radikal vergessen. Er lief in die Küche und suchte nach den Bergschuhen. Dort roch es vom Mittagessen aus den Pfannen. „Mutter, gib mir schnell ein Stück Brot und Käs, ich kann nicht warten bis zum Essen.“ Sie redete ihm zu, wollte ihn ausfragen. Die gute Mutter hatte die liebe Not mit ihrem Buben. Aber der Walter war immer lieb mit ihr. Strich ihr übers Haar, versprach nachher alles zu erzählen und schon war er fort, ohne daß sie eine Ahnung hatte wie lange und wohin.

Kaum war Agathli oben im Wald verschwunden, sah man den Walter unten mit schnellen Schritten bergan stürmen. Selbstverständlich rannte er nicht hintennach, sondern schwenkte ab, stieg hinauf bis über den Tossen und verlegte ihm dann im obersten Wald den Weg. Und beim Zusammentreffen tat er noch so erstaunt und verwundert, das Agathli hier zu sehen, so zufällig und unerwartet.

Einsam ist es dort oben. Zwischen den Bäumen durch sieht man weit unten den Fahrweg in die Alp, sieht die letzten Heimen, dann die schroffen Felsen gegenüber, die grünen und dann die schiefergrauen Halden bis zu den Gletschern hinauf. Und über all dem zittert der tiefblaue Himmel in seiner Spätsommerglut. Von den Alpen her klingen die Glocken der Kühe, dann und wann ein Jauchzer oder Jodel. Ein Wässerlein murmelt und plaudert, springt hurtig von Stein zu Stein. Ein Bienlein summt, eine Mücke vielleicht. In den obersten

Aeſten und Blättern rauſcht und lebt der Schönwetterwind.

Wenn zwei blaue Sternlein leuchten.

Agathli wollte zuerſt nach einem flüchtigen Gruß weitergehen. Aber dafür war Walter nicht zu haben. „Ich weiß ſchon, warum Du von mir weg willſt, Dein Vater hat Dich verhetzt.“ „Mein Vater? Der hat wegen Dir kein Wort zu mir geſagt.“ Da ſtand es nun vor dem Walter auf dem ſchmalen Weg. Ganz nahe waren ſeine Augen, die prächtigen, lebendigen, ſtrahlenden Augen. — Agathli mußte ſeinen Blick ſenken und doch immer wieder aufſchauen zu ihm, und mußte einfach zuhören wie er ſprach. Er hatte ſich im hitzigen Lauf tauſend ſchöne Worte zurecht gelegt, wollte ſich entſchuldigen wegen der Kellnerin in der Wirtſchaft. Und jetzt hörte er ſich ganz andere Dinge ſagen: „Du kannſt machen was Du willſt, Agathli, Du kannſt mir das Haus verbieten, Du kannſt fortgehen bis nach Amerika, Du kannſt hundert Mal an mir vorbeigehen ohne Gruß, ohne einen Blick, das nützt alles nichts. Ich habe Dich ſo unſinnig gern und das bleibt ſo in alle Ewigkeit Amen.“ Walter ſprach das Amen ſo feierlich und ernſt, daß Agathli darob ein wenig lachen mußte: „Du biſt ein Schwärmer, Walter.“ Und wieder ſchaute es in die nahen leuchtenden Augen und ſpürte die Glut von dorther kommen, die ihm dann über das ganze Geſicht lief und bis ins Herz.

Und beim Zuſammentreffen tat er noch ſo erſtaunt

Wo war die Welt und der Tag und der Wald hin verſunken? Alles war vergeſſen und verſchwunden: „Warum biſt Du denn nie mehr gekommen, Walter?“ Da wußte er auf einmal, daß der Vater nichts von allem mit ſeinem Meitſchi beſprochen hatte. „Agathli, ich will Dir etwas ſagen. Es gibt keinen Menſchen auf der ganzen großen Welt, der Dich ſo lieb hat wie ich; auch kein einziger Menſch, der Dich ſo lieb haben kann. Und wiſſe, ich kann und will von dieſer Liebe nicht mehr ablaſſen, nie mehr. Sag mir ein gutes, ein liebes Wort. Dann will ich wieder wochenlang warten. Sag mir etwas Liebes!“ Agathli ſchaute mit ſeinen blauen Sternlein zu ihm auf, blies die wilden blonden Haare aus der Stirne und mit einem liſtigen Schalk um die Mundwinkel ſagte es: „Du brauchſt doch nicht wochenlang zu warten, warum willſt Du wochenlang warten, Du weißt doch, daß ich an Dich denke und immer lieb an Dich denke.“ „So, jetzt bin ich zufrieden, Du liebes Meitſchi Du.“

Walter wurde übermütig, ſuchte für ſich und Agathli einen Sitzplatz auf einem Baumſtamm, nahm ihm den Rucksack und den Stock weg und war nicht zufrieden, bis es ſchön nahe auf ſeinem Tſchoppen ſaß. Er legte ſeinen Arm auf des Mädchens Schultern, zog es eng an ſich und blieb ſo ſtill und ſchweigend, als wollte er das unerhörte Glück, das auf ihn einſtrömte, mit keinem Wörtlein ſtören. Agathli lehnte nach und nach ſein Köpfchen wie müde an ihn. „Walter, ich muß fort, ich muß jetzt gehen, der Vater wartet im Wald oben auf mich“, ſagte es, aber blieb mäuschenſtill.

Ein Buſſard flog über den Wipfeln in weitem Kreis im Spiel des Windes.

„Du, geh doch nicht mehr in die Fabrik, Walter", ſagte plötzlich Agathli. „Warum?" „Das iſt nichts für einen Bauernbub, da muß einer in der Stadt aufgewachſen oder in einer Werkſtatt daheim geweſen ſein, nicht auf dem Land und auf der Alp." „Agathli, das verſtehſt Du nicht." „Nein, das verſtehe ich nicht, aber ich ſehe, daß Du dabei zugrunde gehſt. Ich weiß, daß das nicht gut iſt für Dich, warum gehſt Du denn in die Fabrik, Du kannſt doch auf dem Land ſchaffen oder im Wald? Der Waldegg-Balz ſucht Arbeiter für den großen Holzſchlag." „Zu dem kann ich nicht. Das iſt doch mein Onkel, das weißt Du doch, wie mein Vater mit dem im Streit iſt." „Ja ich meine nur ſo", redete Agathli weiter, „und warum biſt Du denn bei uns fort?" „Ja wir haben jetzt wieder das Roß vom Dienſt zurück, und — — und, ich will Dir dann alles einmal erklären —." Dann zeigte er auf den Buſſard in der Luft, erzählte von den Raubvögeln und von den Spechten, die an die Baumſtämme klopfen. Walter ſah alles und wußte alles im Wald, jeden Ton konnte er leſen, wie ein Jäger. Agathli hätte am liebſten immer weiter zugehört. Es war ſo ſchön, wie er ſprach, von den Tieren, den wilden und den zahmen und von der Nacht im Wald. Aber da kam ihm der Vater wieder in den Sinn, der oben wartete. Mit einem Ruck riß es ſich los und lief den Weg hinauf. Walter rief ihm nach, bettelte darum, doch nur einen Augenblick noch zu bleiben, nur recht auf Wiederſehen ſagen. Aber Agathli ſtürmte davon bis aus dem Wald hinaus, und erſt da es in der Sonne ſtand, drehte es ſich um und winkte.

Walter ſetzte ſich wieder auf den Stamm. Schon einmal war er ſo im Wald geſeſſen. Damals war Nacht geweſen. Jetzt leuchtete die Sonne bis in ſein Herz hinein. Er wollte nicht ſchon ins Tal. Er ging weiter und dann in die Alp.

Wie die Berge locken.

Drei Sommer war er hier auf der Alp geweſen. Er kannte die Sennen, die Kühe, jede Ritze im Balkenwerk der Hütte. Da ſtanden noch Kreidezeichen von ſeiner Hand an der Laubendecke, von damals her vom Kartenſpiel und daneben „65 Burdenen Miſt getragen in den oberſten Teil".

Ja das war ein Leben da oben in Freiheit und herrlicher Naturverbundenheit. Sie ſaßen um den Tiſch, als ob keine Jahre vorbeigegangen ſeit er auch Aelpler geweſen, probierten, ob er noch Kraft genug habe zum Fauſtſtoßen und „Häggeln". Einer ſagte zu Walter: „Komm Du morgen mit, wir gehen früh ins Wildheu, hinauf auf die Gratblangge, da mähen wir wieder Edelweiß, 's wird ſchön morgen, das Wetter und der Tag." Walter hätte ſo gerne in die dargebotene Hand eingeſchlagen. Morgen früh los. In die lautere Luft, weit ob Holz, die ſchmalen Felswege hinauf in den Bergwind, der die Gräſer und Blättlein von der Senſe weg aufwirbelt. Und ringsum der Kranz von leuchtenden Gletſchern und zackigen Felſen. Walter dachte an ſeinen Werkplatz in der Fabrik hinter der Milchglasſcheibe, an den Lärm der Maſchinen und vielleicht hatten ſie wieder Streit. Ungern ging er ſpät in der Nacht erſt heim.

Die Arbeit in der Fabrik gefiel Walter nicht. Seit jenem Sonntag auf der Alp ſtudierte er viel an Agathlis Worten herum. Aber wie ein Geißbock immer wieder gegen das Hagholz anrennt, ſo wollte Walter auch ſeinen Schädel und ſeinen Plan durchſetzen. Er hatte ſich nun ausgedacht, ſechs Tage zu arbeiten und am ſiebenten in die Berge zu gehn. Während der Woche ſchaute er dann in den Boden hinein, rannte ſtur und verbiſſen herum. Und am Sonntag war er ſchon vor der Frühmeſſe in der Bergkapelle oben und ſtieg dann nach dem Gottesdienſt allein in die Felſen hinauf. Dieſe Lebensart bewährte ſich und brachte ihm einige Wochen Erleichterung. Zuhauſe waren ſie zwar nicht ſo ſehr zufrieden. Er war ſo nie mehr daheim. Die Mutter lebte in ſtändiger Angſt. Sie freute ſich nicht, wenn er ſeltene Alpenblumen heimbrachte und erzählte wie und wo er dieſe geholt.

Walter konnte nie genug bekommen von den Bergen. Er ſtieg ohne Raſt und Ruh von Gipfel zu Gipfel. Niemand konnte mit ihm Schritt halten. Darum war er immer allein. Schon war der Schnee zweimal bis an die Waldgrenze hinunter gelegen, und

dann wieder verſchwunden. Ein kalter Wind pfiff um die Toſſen. Nebelfetzen hingen da und dort an den Blanggen. Walter ſtieg in die Felſen ein. Ruhig und ſicher hantelte er ſich durch ein ſchmales Kamin hinauf, kam auf den Grat und ſchaute lange in die gähnende Tiefe. Dort, weit unten, unter den Wolken war das Tal, war die Fabrik. Er ſtand da oben in der herrlichen Luft und konnte nicht begreifen, wie man dort unter der blaugrauen dichten Decke überhaupt atmen konnte.

Gut iſt es, ſo weit über den Dingen zu ſtehen, aus himmelhoher Entfernung alles zu betrachten und über ſein Leben nachzudenken. Die Menſchen ſind ſo klein, und nur ſelten ein Geräuſch von ihnen dringt bis hierher; vielleicht der Klang der Kirchenglocken vom Dorf.

Walter ſuchte ein Plätzchen im Windſchatten, packte ſeinen Vorrat aus und aß gemütlich. Längſt war die Mittagszeit vorüber. Er hatte ſich wieder einmal vergeſſen. Nun kam die Müdigkeit über ihn. Er zog ſich warm an, rutſchte zwiſchen den Stein, bis er eine bequeme Liegeſtatt fand und ſchlief ein. Hier oben ſtörte ihn kein Menſch. Das Singen und Toſen des Windes war ihm vertraut und lieb. Er ſchlief tief und lange.

Frohe glückliche Jugend

Im Teufelstanz von Wind und Schnee.

Die Sonne ſchien ihm auf die Naſe. Naſſer Nebel ſtrich vorüber. Herbſtwetter, wankelmütiges und unvertrautes Wetter. Walter wachte auf, weil ihn fror. Eine ungewöhnliche Dunkelheit lag über ihm. So ſpät konnte es doch unmöglich ſein. Ein Rauſchen kam aus der Luft. In der Ferne hörte er Steinſchlag, wie wenn Gemſen in Eile durch Geröllhalden fliehen. Walter fand ſich nicht ſofort zurecht. War er nicht in der Sonne gelegen? Er griff ſich an den Kopf, fuhr immer wieder über die Augen. Er nahm den Rucksack, ging einige Schritte den Grat hinauf. Da ſpürte er im Geſicht die erſten harten Rieſel. „Aha, Schnee," dachte er, „darum iſt es ſo dunkel." Nur einige Augenblicke lang überlegte er: „So kann ich nicht hier wieder zurück. Ich muß über den Gipfel und auf der andern Seite den beſſern Abſtieg finden.

Vorſichtig und bedächtig, gegen den Wind anſtemmend ſtieg er weiter. Jetzt flogen harte kleine Flocken pfeilſchnell auf ihn zu, ganz dicht. „Das iſt ja der Winter höchſt perſönlich," lachte Walter. Er zog ſeinen Hut tiefer in die Stirne, achtete nur mehr auf die nächſten paar Steine, denn weiter ſah er auch nicht. Dieſe wurden bald weiß auf der Windſeite. „Weit iſt es bis hinauf. Ich ſollte doch ſchon längſt oben ſein." Jetzt war das Toſen und Heulen rings um ihn und unter ihm. Die weißen Schneebohnen flogen vorbei in die Dunkelheit hinein. „Warten! So kann ich nur den Weg verlieren!"

Ungemütlich ist es, zwischen die nassen Steine eingeklemmt zu warten, frierend in grauen Brei eingehüllt, zu warten und zu wissen, daß bald die heulende Nacht diesen stürmenden Tag ablöst. Gefährlich ist es in diesem Teufelstanz von Wind und Wolken und Schnee weiterzugehen. Glitschig werden die Steine und unkenntlich der Weg. „Halt, da gehts nicht weiter. Zurück, voraus, wo bin ich?“ Und wieder setzt sich Walter und wartet bis der Sturm vorübergeht.

Aber die ersten Wintereinfälle in den Bergen sind harte und oft lange Kämpfe, haben kein Erbarmen mit den ängstlichen Tieren und erst recht nicht mit den Menschen. Jetzt hört er keine Glocken mehr vom Tal, nur das Pfeifen und Heulen und Brausen. Er versteckt seinen Kopf zwischen Kragen und Hut und die Hände auf der Brust unter dem Tschoppen. Jetzt ist die Dunkelheit echt, ist sie die Nacht. Jetzt ist ein Entrinnen unmöglich. Jeder Schritt wird Todesgefahr. Und das Warten und Frieren ist fürchterlich. Walter tastet nach einem Loch, sucht eine Höhle, irgend einen Schutz. „Im Sommer hat mans gut,“ denkt er, „da zünden doch dann und wann die Blitze, aber in dieser Schneebrühe, ist man wie in einen Sack eingenäht.“

Jetzt weiß er, daß er bis in den Morgen hinein warten muß. Er zählt die Stunden, hat kaum genug Finger an beiden Händen. „Das wird gut!“ Ein Stück Käs, ein Stück Brot und Schnaps in der Feldflasche. Nun muß eingeteilt werden, denn wer weiß wie morgen das Wetter ist, der Schnee liegt, ob der Weg gangbar wird. Huhuuh, wie das pfeift und heult. Nun kommt ihm in den Sinn, daß er morgen in der Fabrik sein muß. „Guten Abend, Herr Direktor! Das wird eine nette Begrüßung absetzen.“ Immer noch ist ein wenig Uebermut in seinem Kopf.

Einige Stunden später sind auch die letzten leichten Gedanken verschwunden. Er denkt an Agathli, vielleicht sieht er es nie mehr, wer kann das wissen. Er denkt an seine Mutter, was macht sie jetzt zuhause. Weiß sie, daß ihr Walter in Gefahr ist? Was macht sie, wenn sie es weiß? Sie betet. Und wenn sie es nicht weiß, betet sie auch, die gute Mutter, hat mehr Sorgen als Freuden mit ihrem Walter. Und Stunden später betet der Walter auch.

Zu der Kälte ist auch noch die Angst in ihn hinein gekrochen. Er ist ja jämmerlich allein hier oben, und vielleicht fahren Geister durch den Sturm und Schnee. Da hilft nur das Beten. Und vielleicht hat man in der letzten Zeit überhaupt zuwenig gebetet, darum ist alles so schief und quer gegangen. Auch wenn er nur wenigstens bis zur obersten Alphütte hinab gekommen wäre, nur aus den Felsen hinaus, zu ein wenig Holz, zu einem kleinen Feuerlein. Etwas muß geschehen, er muß sich Bewegung verschaffen, seine Glieder erfrieren.

Lang ist diese Nacht, unendlich lang, schier ohne Ende. Walter schließt die Augen und öffnet sie plötzlich wieder, um zu erfahren, ob es nicht so doch ein wenig heller sei. Und erst nach tausend solcher Proben gewahrt er einen leisen Unterschied. Aber der Sturm läßt nur wenig nach, der Schnee treibt pausenlos vorüber. Und jetzt, wenn es dann endlich hell ist, kommt erst noch der Abstieg, die gefährliche Wand.

Wie Agathli des Pfarrers Tischtuch verweint.

Schon oft war der Jost im Hangmattli über Nacht fortgeblieben. Immer wieder war Walter spät in der Nacht heimgekommen. Aber nie hat die Mutter so um ihn Angst gehabt, wie jetzt. Am Abend wollte sie nicht ins Bett gehen. Der Vater rief ihr siebenmal aus der Kammer. Immer wieder fing sie neuerdings an in einer Schublade etwas zu ordnen. Auf das kleinste Geräusch hin, trat sie mit dem Licht vor die Haustüre hinaus. Mitten in der Nacht stand sie auf und ging in die Laube hinauf, wo die Söhne schlafen, um zu sehen, ob der Walter doch heimgekommen sei. Dann fand sie keinen Schlaf mehr. Lautlos glitten die Perlen des Rosenkranzes durch ihre Finger. Auch sie wartete sehnsüchtig auf die erste Morgenhelle und auf das Nachlassen des wilden Windes.

In aller Herrgottsfrühe ging sie in den Keller. Walters Velo war noch da. Er konn-

te also nicht dagewesen und schon in die Fabrik fortgefahren sein. Sie frug alle Leute im Haus, ob ihnen Walter etwas gesagt habe, wohin er wohl in die Berge gegangen sei. Sie frug in der Nachbarschaft. Der Vater wurde auch von ihrer Unruhe angesteckt, ging ins Dorf, um etwas zu vernehmen. Jost sagte: „Unkraut verdirbt nicht, um den müßt ihr keine Angst haben."

Die Kunde lief von Haus zu Haus. Man sprach überall vom Walter und von einem Bergunglück. Viele sagten, er sei abgestürzt und tot. Andere wieder, man wisse überhaupt nicht, ob er in die Berge gegangen sei. Auch in der Grabensagi stunden die Arbeiter beisammen und ratschlagten. Der Sageler meinte: „Man sollte hinauf und suchen. Die Aelpler sind schon längst aus allen Hütten zu Tal gefahren. Kein Mensch ist mehr dort oben. Es schneit ja bis in den Wald hinunter. Da muß einer ja umkommen, so plötzlich diese Kälte und der Sturm."

„Ich hab ihn so gern, so unsinnig lieb!"

Agathli hörte davon und wurde bleich. Bis nach dem Mittagessen blieb es noch in der Küche, schaute immer wieder zum Fenster hinaus, in die Wolken hinauf, hörte voll Angst jedem Windstoß zu, dann ging es heimlich in seine Kammer und weinte. Das Gesicht in der Schürze vergraben, schluchzte es und jammerte leise um den Walter. Und ganz zu hinterst in seinem Elend stand immer wieder der Gedanke: „Wäre ich doch nur eine Stunde länger bei ihm geblieben, wäre ich ihm doch nicht davon gelaufen, damals dort oben im Wald." Aber mit Jammern und Schluchzen war nicht geholfen. Man sollte doch etwas tun. „Wenn ich nur ein Bub wäre, ich würde bis in alle Tossen und Zacken hinauf suchen gehen, nicht lange reden und raten, Leute mitnehmen und losziehen, sofort, schon lange. Aber was kann ich tun, ein Mädchen!"

Immer mehr kam die Ratlosigkeit wie ein Fieber über das Agathli. In plötzlichem Entschluß riß es sein besseres Gewand aus dem Schrank, zog sich um, nahm die Einkaufstasche in die Hand und ging ins Dorf. Aber nicht zu den Leuten in die Läden lief es, nicht dorthin, wo die Weiber mit einander tuschelten. Vor der Pfarrhoftüre blieb es stehen und läutete. Des Pfarrers Haushälterin schaute durchs Fenster und öffnete. Sie fragte nach seinem Begehr. Agathli gab das bereitgehaltene Geld und sagte: „Einen schönen Gruß dem Herrn Pfarrer und er möchte auch so gut sein und schnell, schnell dafür Messen lesen, es ist in einem besonders schweren Anliegen," und dann zögernd, „vielleicht für eine arme Seel." Rasch wollte es umkehren und wieder die Stiege hinunter verschwinden, weil es merkte, wie ihm die Tränen aus den Augen schossen. „Agathli, komm Du herein, so läuft man nicht davon, wenn man ein schweres Anliegen hat." Es war der Herr Pfarrer, der unterdessen aus der Türe kam. „Nimm Platz," sagte er in der Stube.

Agathli saß nun da neben dem Tisch. Die Tränen waren ihm wieder stillgestanden vor Schreck. Es meinte, es müsse nun alles erzählen. Aber der Pfarrer fragte nach den Eltern und Geschwistern, rühmte den Xaverli, der zu ihm in den Religionsunterricht komme, das sei ein gescheiter Bursche. Agathli wurde ganz zutraulich und im Herzen wurde ihm leichter. „Und das schwere Anliegen? ist das wegen Dir?" frug die tie-

se, feierliche Stimme. „Ja, Herr Pfarrer," kam es ganz zaghaft über die Lippen. „Schau ich will nicht wissen, was das ist. Ich will Dir nur soviel sagen: Hab Gottvertrauen, bete und folge Deinem Herzen, wenn Du ein reines Herz hast." „Ja, aber wenn er tot ist!" rief und schluchzte Agathli dazwischen. Und dann war es mit seiner ganzen Selbstbeherrschung zu Ende. Auf des Pfarrers feines, gesticktes Tischtuch verschrenkte es seine Arme und legte den Kopf darauf. Vom Weinen erschüttert und von der Angst die Kehle zugeschnürt stammelte Agathli: „Und ich hab ihn so gern, so unsinnig lieb."

Wenn im Wald ein Käuzlein krächzt.

Walter war nicht tot. Wohl bluteten seine halberfrorenen Hände. Aber er befand sich um diese Zeit schon auf dem Heimweg. Er war bereits aus den Felsen in die steile Blangge gekommen. Mühsam aber stetig schritt er durch den Schnee auf die oberste Alphütte zu. Dort ruhte er aus. Machte ein Feuer, trocknete seine Kleider, verband seine Wunden und aß den letzten Rest von seinem Proviant. Endlich erwärmt, dachte er noch einmal die ganze Nacht und alle Gefahren durch. Und dann rief er sich auch in das Gedächtnis zurück, was er alles gefühlt und beschlossen, was er in seinen Gebeten versprochen hatte. Jetzt war nicht mehr die Angst und das Grauen in ihm, jetzt konnte er ruhig zu seinen Gedanken Stellung nehmen. Auf seinem Gesicht spielten rot die Lichter der züngelnden Flammen und zeigte sich immer mehr ein verbissener Zug von unbeugsamem Willen.

Und da er endlich hochaufgerichtet wiederum hinaus in den Schnee trat und in die spurlose, weite, weiße Fläche hinausschritt, da war er nicht mehr der gleiche Walter.

Wie ein von den Toten Auferstandener wurde er im Dorf begrüßt, da er am Abend heimzu kam. Die Kunde, daß er lebt, lief ihm voraus heim. Der Vater schimpfte: „Den schlag ich in kleine Stücke, wenn er heimkommt, uns so in alle Aengste zu jagen, der soll das büssen, der bleibt mir von jetzt an am Sonntag zu Hause, gleich unter der Haustüre schlag ich ihn ab." Die Mutter war zufrieden, ließ den Vater schimpfen, schaute mit strahlenden Augen immer wieder, ob er bald komme. Mit einem glücklichen Lächeln stand sie am Herd und kochte Walters Lieblingsgericht: „Der wird wohl Hunger haben und kalt, wenn er heimkommt, der arme Bub."

Der Vater schlug ihn nicht tot und schlug ihn nicht in kleine Stücke. Er schimpfte ganz leise und nur wenig. Hatte glänzende Augen und strich den ganzen Abend um den Walter herum. Un da sie eine Zeitlang in der Stube allein waren, begann Walter mit ihm ein ernstes Gespräch.

Am Morgen fuhr Walter in die Fabrik. Kaum dort angekommen, wurde er zum Personalchef gerufen. Dieser hielt ihm einen wenig schmeichelhaften Vortrag, weil er gestern ohne jede Entschuldigung, ohne Bericht, ohne irgendetwas mitzuteilen ferngeblieben sei, sie könnten solche Arbeiter nicht brauchen. Walter unterbrach den zornigen Chef in seiner schönen Rede und sagte: „Ich bin ganz Ihrer Meinung, Herr Direktor. Sie erleichtern mir sehr, was ich Ihnen heute sagen wollte. Ich komme nämlich nicht zum Arbeiten hierher, sondern zum Kündigen, denn ich bin lieber dort oben Kuhbub, als hier unten Direktor." Dabei zeigte er mit seinem verbundenen Finger zum Fenster hinaus, dorthin, wo die Alp im Neuschnee lag. Diese Auseinandersetzung ließ an Klarheit nichts zu wünschen übrig und hatte zur Folge, daß Walter am gleichen Tag noch jodelnd und singend heimfuhr. Aber nicht ganz heim.

Vor der Grabensagi schwenkte er ab in den Wald hinein, versteckte sein Velo im Graben und schlich von hinten her behutsam von Stamm zu Stamm tastend auf die Sagi zu. Dort wählte er ein Versteck mit gutem Ueberblick und blieb sitzen, im Anstand wie ein Jäger. In solchen Fällen spielen einige Stunden keine große Rolle.

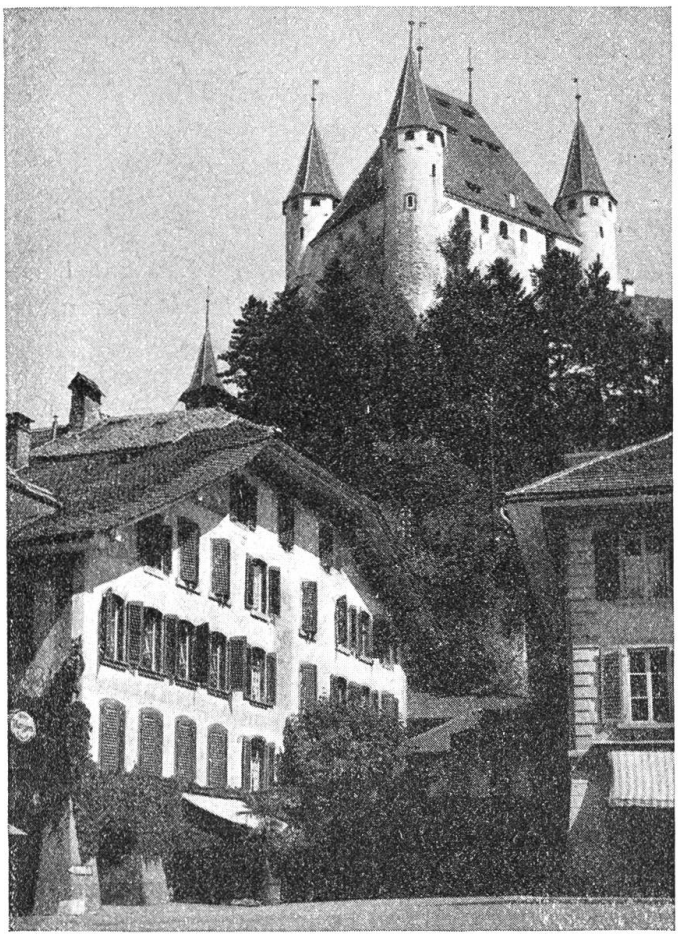
Und richtig, Agathli kam mit seinen Melchtern auf den Schweinestall zu. Mit strahlendem Antlitz, mit lachender Miene und mit einer lustigen Melodie auf den

Lippen. Just so, und noch schöner als sich das Walter vorgestellt hatte.

Agathli hörte ein sonderbares Krächzen im Wald, schaute einen Augenblick scharf dorthin, dann verschwand es wieder. Wenig später ging es zum Waldrand hinüber, um einige Reiser für einen neuen Besen zu holen. Diese paar Minuten genügten um ein Zusammentreffen nach dem Nachtessen zu vereinbaren.

„So jetzt weißt Du alles."

Im Herbst ist es schon früh dunkel. Aber ohne Licht und ohne Angst geht ein Mädchen, das seinen Liebsten erwartet in den Wald hinein. Weit mußte Agathli auch nicht gehen, nur bis da, wo der Steg über das Wasser führt. Von dort schritt Walter voraus bis zu den großen Steinen, wo der Bach in großen Sprüngen daherkommt. Walter drehte sich dem Agathli zu, legte beide Hände auf seine Schultern und sagte: „So Meitschi, was sagst Du dazu, wenn ich Dir einen großen Wunsch erfülle?" „Ach Walter, ich habe doch keinen Wunsch. Jetzt bist Du da und lebst. Jetzt hab ich keinen Wunsch mehr." Und dann wollte es wissen, wo er gewesen, und alles genau von ihm selbst erfahren, jede Stunde, jede Minute, die ganze Nacht. „Ja wärest Du denn traurig gewesen, wenn ich dort oben geblieben wäre?" „Walter, mach damit keine Späße, das vertrag ich nicht." Aber Walter war eher zum Spassen als zum langen Erzählen aufgelegt, bald wieder frug er: Willst Du nicht, daß ich Dir einen großen Wunsch erfülle." „Ja, ja, aber ich weiß nicht was." Er beugte sich nahe zu ihm: „Du, Agathli, ich gehe nicht mehr in die Fabrik." „Jeches, Walter, jetzt ist alles gut, ja, das war immer mein Wunsch. Und jetzt."



Schloß Thun

„Und jetzt muß ich Dir eine lange Geschichte erzählen," sagte Walter feierlich und begann damit, wie der Vater dort drüben im Saustall mit ihm geredet habe. Daß er darum mit dem großen Lohn in der Fabrik zuerst viel Geld verdienen und dann vor allem eben das Agathli verdienen wollte. Von vielen erstaunten Zwischenrufen unterbrochen fuhr er fort: „Und jetzt bleibe ich, was ich bin, ein Bauernbub. Aber ich will nicht ein Knechtlein sein, wie Dein Vater sagt. Ich will mehr wissen als andere, mehr lernen als nur auf einem kleinen Heimetli hier herum zu sehen ist. In eine landwirtschaftliche Schule kann ich nicht, weil ich kein Geld habe, aber ich gehe fort um zu lernen, um tüchtig zu werden und dann, — — und dann," seine Stimme wurde ganz lind und seine Sprache zaghaft, „wenn ich irgendwo eine gute Pacht habe, ein schönes Heim, dann — — dann komme ich und schaue, ob Du noch ledig bist und ohne Schatz und dann frage ich Deinen Vater. So, jetzt weißt Du alles."

Der Mond tastete mit seinem milchigen Licht die Bäume und Sträucher ab und

drang auch bis zu den großen Steinen in den Graben hinein. Walter sah Agathlis Gesicht in diesem zauberigen Schein, sah die weit offenen Augen, die voller Fragen und voll Staunen waren, die langen feinen Wimpern zitterten und ein Schimmer von Wehmut glitt über des Mädchens Gesicht, die vollen Lippen standen zum Sprechen offen aber ohne ein Wort. Walter mußte seinen Blick von diesem schönen Bilde losreissen. Er kam jetzt zum Schwersten, das er sagen mußte. Lange genug hatte er sich dagegen gewehrt so etwas auszudenken. Aber in der Schneesturmnacht hatte er auch lange genug Zeit gehabt, um alles bis auf den Grund zu erleiden.

„Agathli, Du weißt, daß ich nur Dich lieb habe und unsinnig fest lieb habe. Aber ich gehe fort und weiß nicht wohin, nicht wie lange. Ich darf und will Dir nicht sagen, bleib mir treu. Du weißt jetzt alles, und kannst machen wie Du willst." Agathli stand da, mit gebeugtem Kopf, das Band seiner Schürze mit den Fingern um und umdrehend: „Ja Walter."

Nun wurde ihm um seiner eigenen Tapferkeit willen angst und weh. „Agathli, ich weiß nicht wie lange Du mich lieb hast, wenn ich fort bin. Ich weiß, daß es für mich grausam schwer wird, fort von Dir und in der Fremde zu leben. Gib mir einen Trost. Gib mir einen Beweis mit, daß Du mich jetzt lieb hast, daß ich es nachher immer weiß. Gib mir einen Kuß." Wie der Blitz hob Agathli sein Köpfchen und schaute ihn an, dann flogen seine Arme auseinander und schlossen sich wieder um Walters Hals, ihm mitten auf den Mund preßte es seine Lippen und zog ihn eng an sich mit aller Kraft: „Walter!" und dann blieb es so Wange an Wange mit ihm, als wollte es das Glück nicht mehr loslassen.

Der Mond zog weiter. Schatten fielen in den Graben und auch auf die großen Steine. Dunkelheit hüllte alles ein, auch des Baches Schäumen und weißen Gischt.

In der Fremde.

Auch wenn der Winter bald kommt, hat in solchen Zeiten, da so viele im Militärdienst sind, ein junger starker Mann Gelegenheit genug Arbeit zu finden. Walter zog in die Welt hinaus, oder besser gesagt er fuhr in die Welt hinaus auf seinem Velo, ein Köfferli drauf, einen Rucksack am Rükken und die Augen offen. Er fuhr weit über Zürich hinaus. Er wollte ins ebene Land auf einen Großbetrieb. Da und dort kehrte er an. Hörte in der Wirtschaft den Gesprächen zu, betrachtete die Bauart der Häuser, sah erstmals in seinem Leben wie groß und fruchtbar unser schönes Heimatland ist und wie verschieden die Menschen ihr Land bebauen. Walter sah Bauernhäuser mit roten Riegelbalken. Mächtige Schlösser auf Hügeln, an denen der Wein wuchs. Steinhäuser mit angebauten breiten Scheunen. Aber in diesen fremdartigen Gehöften fand er auch zum Teil die gleichen Laster wie zuhause.

In einem großen Bauernhof war das Leintuch in seinem Bett vom vorherigen Knecht noch schwarz. Die Hühner spazierten in der Küche herum, standen auf dem Kesselrand und ließen in den vollen Kessel hinein eben nicht Eier fallen. Da blieb er nicht lange.

Andernorts wurde er am Morgen um drei Uhr geweckt. Er müsse die Rosse füttern. Zum Morgenessen gab es sauren Most. Milch sah er den ganzen Tag nicht. Am Abend kam der reiche Bauer und wollte noch diese und jene Arbeit von ihm haben. Zum Schlafen brauche er seine Knechte nicht. Die Mägde konnten vor Müdigkeit umfallen und vor Hunger schmal werden wie Geißen, wenn nur sein Geldsack dick wurde und groß.

Ein Anderer war ein Grobian. Vom Morgen früh bis in alle Nacht hinein wurde geflucht und gewettert. Das Vieh wurde mit Stöcken traktiert und mit den Schuhen geschlagen. Die Rosse hatten Striemen über den Rücken und den Hinterteil. Streiten und Schimpfen hatte Walter zuhause genug gehört. Das brauchte er nicht in der Fremde zu vervollkommnen.

Aber auch blitzsaubere Leute traf er an. Bauern mit gutem Herzen und offener Hand. Solche, die aus jedem Sonntag einen heiligen Tag machten. Die ihren

Boden mit Ehrfurcht bebauten als ein Lehen aus Gottes Hand.

Immer wieder hörte er von einem großen Musterbetrieb, welcher von einem guten und klugen Verwalter bewirtschaftet werde. An einem Sonntag fuhr er dorthin und schaute die Felder an. Breite Streifen Wintersaat dehnten sich fast bis an den Horizont. Grasflächen wie drei Heimen und ebener, schlagreifer Wald, unübersehbar weit. Die Scheunen waren um ein burgartiges Lohn streng schaffen, aber dafür in zwei Jahren ein tüchtiger Bauer sein." „Ho ho, wer redet da von zwei Jahren, wir wollen einmal eine Woche probieren."

Hier blieb Walter. Das Erste, das ihm an diesem Betrieb auffiel, war: Nie wurde zu schneller Arbeit angetrieben, aber nie sah er jemanden müßig. Die Zeit zwischen zwei Arbeiten wurde immer mit einer anderen Beschäftigung ausgefüllt. Wer im Stall nicht voll beschäftigt war, schaffte

Am Kapellenweg von Saas-Fee

Gebäude gruppiert; Ställe für zehn Rosse und acht Ochsen. Er fragte nach dem Verwalter und traf ihn vor dem Haus.

Walter lüpfte den Hut ab und sagte: „Herr Verwalter, braucht ihr eine junge Manneskraft?" Dieser schaute ihn mit prüfenden Augen an: „Was bist Du für ein Landsmann, Deine Sprache habe ich auch schon gehört." „Ich bin ab den Bergen aus der Urschweiz." „So, hm, die Leute habe ich sonst gern, die sind zäh und gelernig." „Ja eben, Herr Verwalter, lernen möchte ich. Ich möchte gerne bei allem dabei sein und alles erfragen. Lieber will ich ohne schnell im Garten. Nie sah er jemand warten oder stehen, gähnen oder plaudern. Alles in ruhigem Tempo, aber fleißig wie die Bienen. Und dann wurde jeder Fuß breit Boden ausgenutzt. Was nicht Straße war, wurde bebaut. Da lagen nicht halbe Matten brach, um einmal im Jahr ein Fuhrwerk darauf zu stellen.

Hier lernte er die Pflege der schönen Pferde. Erfuhr viel über die Krankheiten des Viehs und des Bodens. Walter ging sogar in seinem Eifer soweit, ein Tagebuch zu schreiben. Mit seinen knobligen Fingern führte er abends die Feder und trug die

neuen Eindrücke und die guten Ratschläge der erfahrenen Knechte oder des Verwalters ein. Einmal in der Woche durfte er bei der Familie des Verwalters essen. Da wurden die Arbeiten der nächsten Tage besprochen und seine Aufgaben eingeteilt. Auch auf den Markt durfte er den Verwalter ein paarmal begleiten.

Ostern war ein Fest für alle. Die Frau des Verwalters brachte ihm ein Geschenk und eine besondere Art Küchlein, die solle er seiner Mutter heimschicken, die habe gewiß noch nie solche Backwaren gegessen. Gut wurde für ihn gesorgt. Der Verwalter hatte ihn gern und sagte zu ihm: „Walter, fahr so weiter, dann wirst Du einmal ein Bauer, auf den die Nachbaren acht haben, das heißt etwas."

Walter wurde braun und mager in der heißen Sommersonne. Tagelang auf dem Traktor im weiten Feld ohne einen Schattenbaum mit den schweren Maschinen fuhrwerken, da kann auch ein zäher Bergler im Schweiß sich baden und müde nach dem lahmen Rücken greifen. Aber die Zeit wurde ihm nicht lang. An Regentagen half er in der Schmiede, in der Wagnerwerkstatt. Alle zeigten ihm gern die kleinen handwerklichen Vorteile, weil er dankbar, ehrlich und bescheiden war.

Die Wochen, ja die Monate flogen dahin. Der Wechsel der Jahreszeiten brachte neue Arbeiten und Neues zu lernen. Im Herbst die Ernte, die vielen Sorten von Getreide, Flachs, Mohn, Obst, ja sogar Wein. Walter sah eine ganz neue Welt. Das nächste Jahr wollte er noch viel besser aufpassen, da sich der ganze Ablauf erneuern würde. Der Verwalter wollte ihm später auch zu einer Pacht verhelfen, dann wenn er tüchtig genug sei, hier in der Nähe, ein kleines Heimwesen mit fruchtbarem Land.

Manchmal, wenn Walter müde war, in seinem Zimmerlein den Tag überdachte oder die schnell vergangene Woche und dann wieder in die nächste und gar in die spätere Zeit hineinschaute, wurde er sich bewußt, was für ein großes Glück er hier angetroffen. Wie das für ihn und sein Leben von entscheidender Bedeutung werden könne. Und wie war er fortgezogen von daheim, eigentlich mit nichts, als mit einem großen Gottvertrauen.

Nun war er mehr als ein Jahr hier in der Fremde. „Halt, nicht rückwärts rechnen, vorwärtsschauen und dann schlafen, denn morgen ist wieder ein strenger Tag, ein interessanter Tag, ein neuer Monat, bald wieder eine andere Jahreszeit. Jetzt diese wertvolle Lehrzeit gut ausnützen!"

Wie der Vater bittet und fleht.

Ein kaum handgroßes grünes Zettelchen warf Walters Pläne über den Haufen. Der Bote brachte für ihn ein Telegramm mit den wenigen Worten:

Sofort heimkommen. Vater schwer krank.
Mutter.

Walter ordnete seine wenigen Habseligkeiten und fuhr auf dem Velo heim.

Noch in der Nacht kam er an.

Im Hausgang traf er die Mutter: „Wie gehts dem Vater?" „Nicht gut", sagte sie. Ihr verweintes, bekümmertes Gesicht zeigte deutlich genug, daß die Krankheit ernst sei. „Der Arzt war wieder da. Ich will fragen, ob Du jetzt zu ihm hinein kannst, er hat immer wieder nach Dir verlangt."

Mitten in der Nacht trat Walter in das Krankenzimmer. Nur ein schwacher Lichtschimmer drang von der verhängten Lampe aufs Bett hinüber. Dort sah Walter zuerst magere Hände auf der Decke liegen, dann einen müden Kopf mit geschlossenen Augen. War das sein Vater? So bleich und ausgehöhlt im Kampf mit mühsamen Atemzügen. Walter trat leise näher, nahm eine Hand in die seinen und sagte ganz leise: „Vater, ich bin da, der Walter." Da zeigte sich etwas Leben in dem kranken Antlitz mit den langen Bartstoppeln, die Augen öffneten sich: „Jetzt ist gut, bleib da!" Die Mutter kam von der Türe her, schob Walter einen Stuhl zu, deutete ihm, ruhig zu sein und gab dem Vater zu trinken. Dann ging sie leise hinaus.

Walter blieb still sitzen. Er hörte den zähen Atemzügen zu und hielt die kranke Hand. Nach einiger Zeit kam die dünne Stimme aus den Kissen: „Walter, bist Du da?" „Ja, Vater." Und dann wieder:

„Bist Du allein da?“ „Ja.“ Unterbrochen von Atemnot und langen Pausen redete der Vater mühsam und stockend: „Ich hab auf Dich gewartet — — schon lange. Du wirst mich verstehen. — Mit dem Jost kann ich nicht reden davon. Der Jost ist geizig.“ — Walter wollte ihn beruhigen, aber der Vater fuhr fort: „Ich muß sterben — —. Aber ich kann nicht hinüber in die Ewigkeit, bevor Frieden ist, Walter. Weißt Du mit dem Bruder, mit dem Balz Frieden ist.“ „Ach, Vater, reg Dich jetzt nicht auf. Das ist eine alte Geschichte, Du mußt jetzt schön ruhig sein, das schadet Dir nur.“ Aber der Kranke wehrte sich mit seinen erschöpften Kräften: „Laß mich reden, ich muß jetzt noch reden, hab lange auf Dich gewartet — —. Nur Du machst das, Walter, sonst kein Mensch. Ich bin daran schuld an dem Streit, ich hab die Matte zu Unrecht geerbt, die Matte im „Kehr“. Die gehört dem Balz!“ Lange blieb es still. Nur dann und wann griff die Hand etwas fester zu, als wollte sie sich versichern, daß Walter noch da sei. Dann redete die Stimme weiter: „Das ist mehr als 20 Jahre her. Ich bin schuld und ich habe den Streit und den Zank die ganzen Jahre hindurch auf dem Gewissen. — — Wir haben einander geschadet, der Balz und ich, — — gehaßt und die Kinder verflucht. Drum kann ich nicht sterben — —.“

„Jetzt ist gut, bleib da!“

Wenn die Augen einwenig offen waren, dann sah Walter in einen furchtbaren Schrecken hinein, die ganze Angst und Not dieser gemarterten Seele. Walter wußte, wie schwer das für seinen Vater war, so etwas auszusprechen. Er, der seine Buben immer gegen den Waldegg-Balz aufgehetzt hatte, der immer von dem großen Unrecht sprach, das ihm vom Bruder Balz angetan worden sei. Und jetzt dieses Bekenntnis vor seinem eigenen Bub. „Walter, Du mußt mir versprechen, daß Du Frieden machst. Du mußt zu ihm und ihm den Frieden antragen, sag ihm, daß ich nicht sterben kann.“ Wie mit Krallen griff die kranke Hand nach ihm: „Versprich mir, Walter.“ „Ja, Vater.“ Aber so durfte das nicht weiter gehen, er mußte die Mutter rufen. Der Vater lag ja wachsgelb und reglos da.

Einige schrecklich schwere Stunden lang halfen sie dem Vater. Gegen den Morgen zu kam er wieder zu Kräften. Walter saß immer noch bei ihm. Ruhiger war er jetzt. Ein paar Fliegen summten, das Tick-Tack der Wanduhr half im vertrauten Gleichmaß der Zeit vorwärts schleichen. Walter war zum Umsinken müde. Aber er achtete auf jeden Atemzug. Da plötzlich hob sich des Vaters Kopf und seine Augen suchten ängstlich: „Walter!“ „Ich bin bei Dir, Vater.“ Und wieder kamen die hageren Finger über die Decke: „Gib mir die Hand, Walter. — Versprich mir in die Hand, versprich Deinem Vater bei allen lieben Heiligen, daß Du Frieden machst. — Jetzt, Du darfst nicht mehr fort —! Jetzt mußt Du mit ihm reden, bis er Frieden macht. — Sonst muß meine arme Seel Jahr um Jahr warten und leiden.“ Walter kniete neben dem Bett nieder, legte den Kopf auf die verschlungenen Hände und versprach alles bei Gott dem Allmächtigen und allen lieben Heiligen. Dann begann er mit seinem Vater zu beten: „Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern.“ — Als die Mutter das nächste Mal in die Kammer

hineinſchaute, fand ſie beide ſchlafend. Dann ſchickte ſie den Walter ins Bett.

Aber der Ratsherr iſt hart.

Beim Zunachten ging Walter von daheim fort. Ein ſchwerer Gang zum Onkel ins Waldegg hinauf. Wie ſollte er dabei irgend etwas ausrichten können! Nicht nur innerhalb der Familie waren die beiden Brüder verfeindet, nein, vor dem ganzen Dorf. Sogar in der Politik hatten ſie an jeder Gemeinde gegen einander geſtimmt und geredet. Walter wußte keinen Rat. Aber wenn er an ſein Verſprechen dachte und an die fragenden Augen des kranken Vaters, der vorhin, trotz ſeiner Schwäche, ſo ſehnſüchtig nach einem guten Bericht von ihm gebettelt hatte, dann ging Walter wieder ſchneller.

Er ſtand vor dem Waldegg-Haus, ohne zu wiſſen, wie er anfangen ſollte. Aus der Küche und aus dem Stubenfenſter drang Licht. Alſo war der Balz wohl daheim. Die hintere Haustüre war offen. Auf der oberen Treppe kam ihm das Karlini entgegen. Sobald es den Walter erkannte, machte es ein großes Kreuzzeichen: „Jeſus, Maria und Joſef, Amen.“ Walter lachte ein wenig und ſagte: „Nein, nein, ich bin kein Geiſt, ich bin der Walter und muß mit dem Onkel reden.“ Karlini glaubte ihm nicht recht. Ohne ein Wort zu ſagen, öffnete es die Stubentüre und floh in die Küche. Es wollte ſich nicht an Geiſtern verbrennen.

Vom hellen Licht geblendet, blieb Walter einen Augenblick unter der Türe ſtehen. Dann ſah er des Onkels finſteres und erſtauntes Geſicht hinter dem Tiſch. Es war mäuschenſtill. Und dann erblickte Walter neben dem Onkel, in der Ecke unter dem Kruzifix, ein blondes Mädchen. Walter fühlte ſein Herz ſtilleſtehen. Das war doch nicht möglich. Saß da Schulter an Schulter mit dem Onkel das Agathli. Nein, es konnte kein Irrtum ſein. Das war das Agathli. Einige Sekunden lang ſchauten ſich ſechs weit aufgeriſſene Augen an. Walter wollte reden, dieſe unheimliche Spannung zerreißen. Aber ſein Mund war ſo trocken, daß er kein Wort ſagen konnte. Aber des Onkels Stimme donnerte jetzt los: „Hat Dich der Teufel hieher gejagt, oder was willſt Du?“ Und jetzt tönt die helle ſaubere Stimme Agathlis ſo unbefangen und herzlich: „Guten Abend, Walter.“ Der Onkel will gleich wieder losbrüllen, aber er beſinnt ſich doch, ſchaut auf das Agathli und zögert. Nun kann Walter reden: „Ja, guten Abend miteinander. Ich bin da und ſollte mit Euch etwas Wichtiges und Dringliches ſprechen, Onkel.“ „Was ſagſt Du“, ſchreit jetzt der Balz, „Onkel ſagſt Du, zu mir ſagt einer von Euch Onkel, biſt Du verrückt geworden, oder bin ich verrückt?“ Agathli greift mit der linken Hand nach dem erhobenen Arm: „Herr Ratsherr, es iſt wohl beſſer, wenn ich jetzt gehe.“ Walter hat dabei an Agathlis Finger ein goldenes Ringlein entdeckt, darum wird er ſo bleich bis in die Lippen. „Nichts da, Du bleibſt, Agathli, der da ſoll gehen, ſoweit die ſchwarze Nacht ihn verſteckt.“ Langſam kommt Walter bis an den Tiſch, ſtützt ſeine Fäuſte auf die ſchwere Platte und ſagt mit tiefer, trauriger Stimme: „Onkel, mein Vater, Euer Bruder iſt am Sterben, liegt in den letzten Zügen und ſchickt mich.“

Agathli packt die Papiere und Schreibbücher auf dem Tiſch zuſammen und geht hinaus. Der Ratsherr ſenkt ſeinen Kopf, greift mit der Hand an die Stirne, bleibt ſo ſchweigend, bis er endlich ſagt: „So nimm Platz.“ So fängt Walter an, des Vaters Bitte vorzubringen. In ſeiner Bruſt ſitzt die Angſt und der Schrecken der letzten Nacht, vor ſeinen Augen ſieht er des Vaters verzerrte Züge, hört noch das halberſtickte Flehen. Das gibt ſeinen Worten die Inbrunſt und ſeiner Stimme das eindringliche Bitten. Die Liebe zu ſeinem Vater und ſeine Seelennot laſſen ihn alles verſuchen, um des Onkels Herz zu erweichen.

Dieſes Herz iſt hart, Jahr um Jahr in dieſem Unrecht und Unfrieden, im ewigen Streit hart und härter geworden. Die Adern an den grauen Schläfen ſind dick wie Raupen. Die Augen ſind bis auf einen ſchmalen Schlitz geſchloſſen. Ohne die geringſte Veränderung bleibt das zornige Geſicht hinter dem Tiſch. Wenn Walter zögert oder Atem holt, dann ſetzt ſich eine feindliche Stille

zwiſchen ſie. Er muß weiterreden, ſonſt iſt alles verloren: „Mit ſeiner letzten Kraft bittet er Euch, ihm zu verzeihen. Er will alles gutmachen, und ich, ſein Bub, ſchwöre Euch in dieſer ſchweren Stunde, da der Vater vielleicht ſchon vor den ewigen Richter geht, ich will alles gutmachen, was unrecht geſchehen iſt.“

Nun ſteht der Ratsherr auf, ſteht in die Stube hinaus, breitbeinig, die Fäuſte in den Hoſentaſchen, ſchaut finſter auf den Boden. Walter läßt nicht locker. Er geht vor ihn und ſagt: „Gebt ihm doch ein gutes Wort zu ſeinem letzten End.“

Zwiſchen den zuſammengepreßten Zähnen hervor kommt endlich: „Das will ich. Aber nicht mehr. Sag Deinem Vater, es iſt alles gut.“ Walter will danken. Da ſchaut ihm der Onkel eigen ins Geſicht: „Aber jetzt geh! S'iſt um Deinetwillen, Du, Walter, biſt ein braver Bub.“

Damit geht Walter in die Nacht hinaus.

Lachend zeigte es ihm den ſchmalen Goldreif am Finger

Wenn am Finger ein Goldreif glänzt.

Vorſichtig, faſt geräuſchlos öffnete Walter daheim die Haustüre, zog die Schuhe aus und ſtieg die Treppe hinauf. Die Mutter hatte ihn doch gehört und rief ihn zum Vater hinein. Walter ſah ihn halbaufgerichtet im Bett mit weit offenen Augen und hörte die heiſere Stimme fragen: „Was bringſt Du mir für einen Bericht?“ Mit einem glücklichen Lächeln ſagte ihm Walter: „Den beſten Bericht, den Du erwarten kannſt. Er läßt Dir ſagen: Es iſt alles gut. Mehr will ich Dir dann nachher erzählen.“ Da ſank der Vater in die Kiſſen zurück und ſagte mit geſchloſſenen Augen: „Dank Dir, Walter.“ So blieb er ſtill liegen. Die Mutter zog ihm die Kiſſen zurecht, ſtrich mit ihrer lieben Hand über die ſchweißnaſſe Stirne und redete von Ruhe, die er jetzt nötig habe, von ſchlafen und ſchön ſtille ſein. Langſam kam mit der Ruhe auch der wohltätige Schlaf. Auf dem ſterbensmüden Geſicht des Kranken lag ein Schimmer von Glück und Zufriedenheit.

In der Laube oben lag Walter im Bett. Er fand keine Ruhe. In ſeiner Bruſt tobten wirre Gefühle. Die Freude, daß er dem Vater hatte helfen können und daß jetzt bald der unſelige Streit ein Ende finde. Die Angſt um das Leben des Vaters. Und noch eine Angſt kam ſiedendheiß über ihn. Im Traum noch ſah er Agathlis Hand und den goldenen Reif. Manchmal wollte er aufſpringen und im Bett nebenan den Joſt wecken, ihn ſchütteln und fragen: „Mit wem iſt das Agathli verlobt, ſeit wann? Aber er wollte ſich nicht verraten. Walter fand ſeine zähe Geduld wieder.

Am Morgen ging es dem Vater beſſer. Der Arzt kam und war zufrieden. Walter blieb zuhauſe. Aber nur in der Stube und Kammer ſitzen, das hielt er auch nicht lange aus. Er machte einen Rundgang übers Land. Im Wald ob dem Mattli ſah er friſch gefällte Tannen. Dorthin ging er nachmittags mit der Axt. Man konnte ihn ja vom Haus aus rufen, wenn ſich etwas ereignen ſollte. Seine ganze innere Spannung und ſeine junge, übermäßige Kraft legte er nun in die Axthiebe. Die Aeſte flogen nur ſo von den Stämmen. Ei, wie

war das schön, so richtig dreinschlagen! Wie Rauch stieg ihm der heiße Atem in die kalte Luft hinaus. Die Schläge fielen schnell und kamen weither als Echo zurück.

„Walter, wie gehts dem Vater?" Beinahe hätte er sich in den Fuß hineingehauen. So erschrack er ob dieser Stimme. Im Ruck schaute er um sich und sah sein Agathli mit einem Körbchen neben dem Waldweg stehen. „Besser gehts dem Vater, und Dir scheints auch gut zu gehen. Du siehst aus wie ein Hagröseli, zart und rosarot." „Und Du siehst aus wie ein Fremdenlegionär, so sonnenverbrannt und zählederig." „Das ist nur der erste Eindruck, Du wirst sehen, der zweite Eindruck ist besser. Komm, fühl einmal, was ich für eine seidenweiche Haut an der Backe habe." „Ja Du, mit Deinem Stoppelbart!"

So kamen sie näher zusammen und boten sich die Hand. „Du bist noch schöner geworden in dem Jahr, Agathli". „Es ist mehr als ein Jahr, Walter." Er schaute immer auf die linke Hand, aber was er wollte, konnte er nicht sehen, weil diese das Körbchen hielt. „Was hast Du die ganze Zeit gemacht?" frug er so leichthin. Agathli verzog sein liebes Gesichtlein zu einem schalkhaften Lächeln, und während die blauen Aeuglein sich munter drehten, sagte es: „Ich hab gewartet." „Was hast Du, auf was hast Du gewartet?" „Eh, auf die Hilfe Gottes, weißt Du, die Mutter hat immer gesagt, wenn man sich glücklich verheiraten will, dann muß man geduldig auf die Hilfe Gottes warten, bis der richtige Schatz kommt." Da frug Walter geschwind ganz ernst: „Ja und dann ist er gekommen?" „Jawohl ist er gekommen, just im rechten Moment." „So, das auch noch. Agathli, zeig mir den Ring an Deiner Hand." Da nahm es ruhig sein Körbchen auf die andere Seite und hielt ihm die Hand hin mit dem schmalen Goldreif, den es mit dem Daumen ganz langsam drehte, bis ein glitzerndes Steinchen darauf zum Vorschein kam. „Von wem hast Du diesen Ring?" „Den da, von meiner Tante zum Geburtstag, Herr Untersuchungsrichter!" „Ja und der Schatz?" frug Walter. „Ja der Schatz," lachte Agathli und schaute schräg über den erhobenen Finger zu ihm hinüber, „der ist vorgestern Nacht mit dem Velo heimgekommen. Näheres ist zu erfragen jeden Dienstagabend in der Grabensagi." In ein paar Sprüngen hüpfte es zum Waldweg hinüber und verschwand lachend hinter Strauch und Baum.

Ein wenig später ertönten Walters Axtschläge noch kräftiger und noch schneller aufeinander.

Der Ratsherr verliert den Patriotismus.

Von der Stunde ab, da Walter mit dem Bericht vom Waldegg-Balz heimgekommen war, ging es dem Vater besser, trotzdem der Winter das Regiment führte. Es war eine entscheidende Wendung zum Bessern eingetreten. Walter sprach nach einiger Zeit davon, ob er wohl bald wieder in seine Stelle zurückkehren könne. Der Vater wollte davon nichts wissen. Der kranke Mann fürchtete sich vor dem ersten Zusammentreffen mit dem Bruder, und wollte wohl den Walter dabei haben, wenn es einmal so weit sei. So mußte Walter wider seinen Willen daheim bleiben.

In seiner Freude über die Genesung des Vaters wurde ihm zuerst gar nicht recht bewußt, daß so seine schönen Pläne zerrannen. Im Winter gab es daheim nicht eben viel Arbeit, dafür mehr Zeit zum Nachdenken: „Nun bin ich wieder am Anfang. Hab keinen Verdienst und keine Aussicht. Ob ich dann beim Verwalter wieder eintreten kann, weiß der Himmel. Aber doch kann ich dem Vater nicht davonlaufen, krank wie er ist. Und die Mutter, die so unendlich glücklich ist, daß jetzt endlich Frieden werden soll. Aber ich, an mich denkt kein Mensch. Ich möchte doch auch einmal glücklich werden."

Walter hatte noch andere Sorgen. Er war beim Onkel Ratsherr gewesen, um ihm zu berichten, wie es dem Vater gehe. Dort hatte er erfahren, daß das Friedenmachen nach so vielen Jahren schier unmöglich ist. Der alte Haß und der Gedanke an das erlittene Unrecht saßen tief. Und doch ging Walter wieder zu ihm. Er wollte das Versprechen halten, das er seinem Vater in so schwerer Stunde gegeben hatte. Er dachte:

„Sobald der Vater einmal soweit gesund ist, daß er mit dem Onkel verhandeln und den Streit mit der Matte im „Kehr" ausmarchen kann, dann bin ich wieder mein eigener Meister." Aber an dieser schweren Aufgabe wollte er fast verzweifeln.

Nein, verzweifeln soll man nie. Für ein gutes Werk arbeiten geheimnisvolle Kräfte, die denen helfen, die guten Willens sind.

Im Waldegg-Haus war nicht gut Wetter. Agathli war gekommen, wie jede Woche, um über das Holz abzurechnen. Der Ratsherr war sonst immer lieb und nett mit dem Mädchen, ließ das Karlini Kaffee aufstellen, Anken, Nüße und Schnitz. Aber diesmal war er nicht bei der Sache. Die Papiere lagen schon über eine Stunde auf dem Tisch, der Ratsherr lief immer wieder davon weg und wetterte über das Militär. „Drei Gesuche habe ich gemacht, drei verschiedene Gesuche," sprach er und fuchtelte mit den Händen in der Luft herum. „Aber die Herren in Bern oben verstehen einen Dreck von der Landwirtschaft, und von einer Rinderalp haben die keinen blauen Dunst." Agathli ließ ihn reden und schimpfen. Es wußte schon, daß man beim Waldegg-Balz mit geduldigem Zuhören am Besten auskam. „Sieben Rinder und eine Kuh habe ich zum Heu-Aufhirten in der Rinderalp und jetzt muß der Knecht in den Militärdienst. Drei Gesuche, alle abgewiesen. Meinen die denn, ich könne irgendeinen Schulbub dort hinaufschicken. Das muß verstanden sein. Das Vieh kann ich doch jetzt nicht herunternehmen bei dem Schnee, die sind ja verrückt. Seit einer Woche laufe ich Tag für Tag im ganzen Lande herum und suche einen Knecht, nicht einmal ein alter Besenbinder ist aufzutreiben. Alles ist im Dienst. Einen Verstand haben die in Bern, ich sage Dir einen Verstand, mich nimmt wunder, daß die allein Milch trinken können. Aber natürlich, die trinken ja keine Milch, die haben Tinte gesoffen." Dazu schlug sich der Ratsherr mit dem Finger an die Stirne bis er rote Flecken bekam. Agathli sagte zögernd: „Aber Herr Ratsherr, ich muß bald einmal heim, wollt Ihr jetzt nicht abrechnen?" „Ja Du hast recht," er kam dabei wieder auf den Tisch zu, blieb aber davor stehen, hob ein paar dort liegende Papiere auf und ließ sie wieder fallen, so daß sie nach allen Seiten flatterten, „das nützt nichts, das nützt mir

Ein Hochzeitstanz im Walser-Tal

keinen Dreck, einen Knecht muß ich haben. Ich kann doch nicht selber in die Rinderalp und hier alles stehen und liegen lassen, und die Gliedsucht, das ist ja verrückt.“ Agathli begann aufzuzählen, wer wohl zur Aushilfe in Frage kommen könnte. Sobald es wieder einen Namen in Vorschlag brachte, fuhr ihm der Balz dazwischen: „Schon gefragt, kann nicht weg,“ oder „muß auch einrücken.“

Agathli saß mit gerunzelter Stirne tief nachdenklich hinter dem Tisch. „Was meinst Du, ich hätte nicht nachgedacht. Ich bin mit dem Karlini jedes Haus im ganzen Kanton durchgangen. Nicht einmal ein einziger krummer Knochen ist aufzutreiben. Seit zehn Tagen schlafe ich keinen Stich mehr und studiere. Meinst, ich habe ohne Grund drei lange Gesuche geschrieben? Ein so guter Patriot bin ich denn doch auch noch.“ Unterdessen war in des Mädchens blauen Augen ein eigen Lichtlein aufgegangen, aber ohne den Ton seiner Stimme irgendwie zu verändern, sagte es: „Ja, aber daß mir der nicht früher in den Sinn gekommen ist.“ „Was meinst,“ fuhr der Ratsherr herum. „Ich sag ja, die besten Gedanken kommen immer zuletzt.“ „So red doch.“ „He, der Hangmattli-Walter, der ist doch daheim, und tüchtig ist der und ein Guter mit dem Vieh.“ Wie angenagelt blieb der Ratsherr stehen: „Was der? Da geh ich schon lieber selber hinauf und wenn ich an der Gliedsucht verserbeln muß.“ Agathli tat ganz erstaunt: „Was hat Euch denn der zuleide getan?“ „Er nicht, aber sein Vater, das weißt Du ja.“ „Ja, ich meine ja nicht den Vater, den Walter sollt Ihr hinaufschicken.“ Da schüttelte der Ratsherr ob so viel kindlicher Einfalt den Kopf: „Meinst Du das im Ernst, weißt Du nicht, was die ganze Gemeinde weiß. Und überhaupt, was würden die Leute dazu sagen. Das ist ja ganz verrückt.“ Agathli lachte im Versteckten ein wenig und sagte dann unschuldig: „Die Leute, die da so reden, die gehen ja doch nicht für Euch in die Rinderalp.“ „Mit Dir kann man nicht reden, komm machen wir Schluß.“ Damit setzte er sich hinter den Tisch und begann mit Eifer zu rechnen.

Am selben Abend saß der Walter in der Wirtschaft bei einem Glas Most. Plötzlich rief ihn die Wirtin in den obern Stock, er werde am Telephon verlangt. Erstaunt ging er hinauf, nahm den Hörer ab und sagte: „Ja, der Walter ist da.“ Er wollte seinen Ohren nicht trauen. Er hörte Agathlis Stimme sagen: „Ich habe gesehen, wie Du in die Wirtschaft hinein gegangen bist. Du, Walter, geh morgen zum Onkel Balz und sag ihm, Du wolleſt ihm aushelfen in der Rinderalp bis der Knecht vom Dienst zurück sei. Er hat dort sieben Rinder und eine Kuh. Ich kann jetzt nicht lange reden, es kommt jemand. Mach das, glaub mir, so wird es gut. Auf Wiedersehen Walter und gut Nacht.“ Knack, Knack hörte er aus dem Apparat und kein Wort mehr, so laut er auch hineinschrie.

So ein Telephon kann unerbittlich und unbarmherzig stumm bleiben.

Walter wollte sich nicht damit zufrieden geben. Er mußte mehr wissen. Dem Agathli heim anzuläuten getraute er sich doch nicht. Also ging er zu Fuß. Die halbe Nacht strich er um die Grabensagi herum. Aber keine Spur, nicht einmal einen Schatten im Spalt der geschlossenen Fensterladen sah er von ihm.

Am knisternden Feuer in der Bergeinsamkeit.

So fing es an, und so kam es dazu, daß Walter an einem der nächsten Tage bei den sieben Rindern und der Kuh in der Rinderalp oben saß, ins knisternde Feuer hineinschaute und vergnügt darauf wartete, bis die Milch im darüberhängenden Pfännlein zum sieden kam.

Still war es hier oben. Aus dem Stall nebenan kam das Grunsen eines Rindes oder das gleichmäßige Geräusch vom Wiederkäuen zu ihm in die Sennhütte hinein, von draußen kein Laut. Wenn er vor die Türe trat, dann sah er das Flimmern der Sterne und den milchigen Glanz einer unendlich weiten weißen Landschaft. Bis zum Brunnentrog und vor den Fenstern war der Schnee weggeräumt. Das war sein Reich für die nächsten Wochen. Sonst lag alles unter tiefem Schnee. Kein Mensch weit und breit. Nirgends ein Lichtlein.

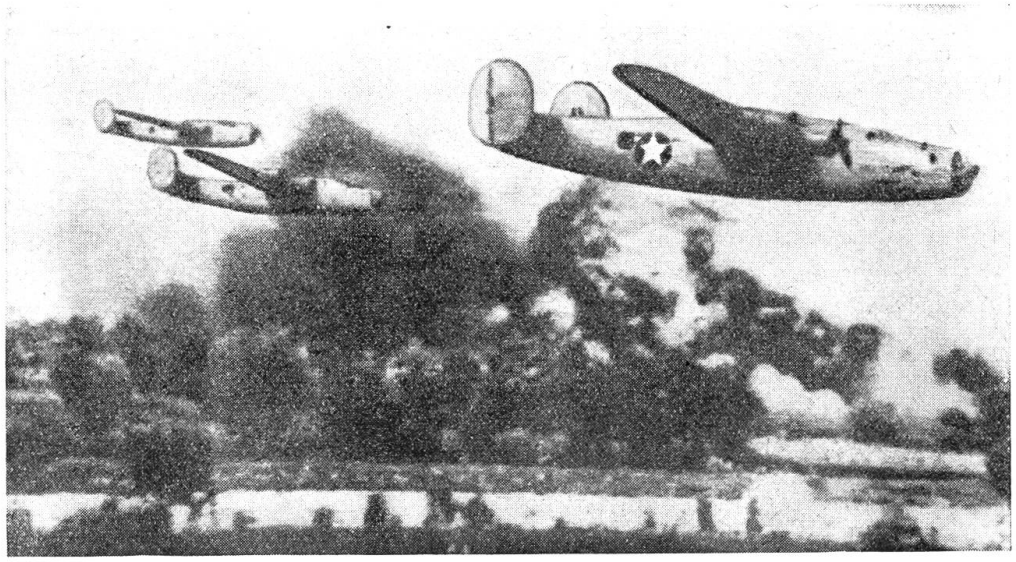
Lang ſind die Abende in dieſer Stille. Eigen wirkt ſolche Einſamkeit auf einen jungen Menſchen. Zuerſt hat er zu tun, will ſich bequem einrichten. Es iſt ihm alles neu. Dann ſinken einmal die Hände leer in den Schoß. Er bleibt ſo ſitzen und ſtarrt in die Glut. Da ſpielen kleine blaue Flämmchen geheimnisvoll vor ſeinen Augen. Die Hitze ſpannt ihm die Haut im Geſicht und weckt ihm ſeltene Gedanken. Er kann nicht mehr wegſchauen, muß immer wieder ein Scheit dazulegen. Dann wirds wieder hell und Flammen ſchlagen auf. Sein Schatten wird groß hinter ihm und lebendig. Funken tanzen in der Luft. Mit einem Knall ſpringt ein Stück glühende Kohle neben ſeinen Schuh. In ſolchen Stunden zieht das Leben vorüber, das ſchon gelebte und das, was kommen ſoll. Die Wünſche werden groß wie Häuſer. Und das Mitleid mit ſich ſelbſt legt ſich wie Balſam auf die Erinnerung.

„Da bin ich nun. Und was iſt aus meinen Plänen geworden. Tauſendmal habe ich mir den Augenblick ausgedacht, da ich vor den Sageler hintreten und ihm erzähle von meinem Heim und daß ich für ſo viel Arbeit eine gute Frau haben ſollte — — —. Und wie habe ich in der Fremde geträumt, einmal das Land und das Vieh auf meine Art zu pflegen; alles gelernt im Gedanken, ein Meiſter zu werden. Was nützt es mir jetzt, wenn ich Traktoren reparieren kann und den Heuaufzug?“

Und wenn die Winterluft in Bewegung kommt und unter den Schindeln ſingt, im Rauchfang ſeufzt und in den Balken ächzt. Dann reden Stimmen in die Einſamkeit hinein. Dann hört Walter die röchelnden Laute ſeines Vaters. Dann redet ſeines Vaters kranke Seele hier oben weiter mit ihm: „Nur Du kannſt Frieden machen, Walter, nur Du! Verlaß mich nicht, daß ich nicht elend und unſelig werde.“

Schaut er zurück, weil er meint, hinter ihm ſtehe ein Mann? Walter iſt doch kein Angſthaſe! Er ſteht auf, ſodaß ſein Schatten wächſt und der Decke nach, ſich über ihn beugt. „Halt, nicht grübeln. Des Vaters Frieden iſt das Allererſte und dann, Vertrauen haben.“

Er geht vor die Türe hinaus. Eiſig iſt die Luft. Der Wind trägt glitzernde Kriſtalle aus dem Schnee. Der Mond iſt verſteckt, ſein Licht bleibt in der Luft hängen, ſodaß die Weite keine Grenzen hat. Walter ſteht ganz allein in dieſer Winternacht. Kein Menſch kann ihn ſehen oder hören. Aus ſeiner Bruſt hebt ſich ein Ton, ein Wort: „Allmächtiger Gott!“ und „Heilige Maria zu Lobe.“ Ein Betruf in dieſe Schneenacht hinein! Der Winterwind trägt ihn fort, gegen die flimmernden Sterne hinauf.



Amerikaniſche ſchwere Bomber über den rumäniſchen Oelquellen

Die Kleider zerrissen und voll Blut.

Wochen schlichen vorüber. Nicht immer waren die Tage ruhig und sorgenfrei. Auch die entlegenste Einsamkeit schützt nicht vor Kümmernis und Mißgeschick. Auch über die weiten reinen Schneeberge kann die Krankheit wandern und im einzigen bewohnten Hüttlein ein Leben anfallen, würgen und ersticken. Es kam die Zeit, da Walter keine Ruhe fand, die ganze Nacht wachte, bei der kranken Kuh. Nun konnte er seine Kenntnisse gebrauchen. Er erkannte sofort, daß dies eine heftige und gefährliche Krankheit sei. So oder so mußte sich bald entscheiden. Da stand er nun vor schwierigen Entschlüssen. Hier herauf kam kein Tierarzt, das war gewiß. Wenn er jetzt fort um Hilfe eilte, was geschah unterdessen. Walter brütete und sann, prüfte und erwog. Er spürte die ganze Schwere der Verantwortung. Er konnte niemand fragen. Er hatte alles versucht und getan, ohne Erfolg. Er mußte die Kuh totschlagen, um das Fleisch zu retten.

Aber damit waren nur wieder neue Schwierigkeiten auf dem Plan. Es fehlten ihm die notwendigen Messer. Aufbrechen und die Eingeweide entfernen, das brachte er mit aller Not zustande. Aber nirgends war die Hütte genügend hoch, daß er die Kuh hätte aufhängen können. Wie das allein fertig bringen? Und dann das Fell abhäuten. Er mußte Hilfe holen, und zwar sofort.

Er schüttete den unruhigen Rindern ganze Haufen Heu in den Barnen. Mit den Ski glitt er bei der ersten Morgendämmerung über die steile Halde zu Tal.

Bei der Einfahrt in den obersten Wald hatte er den ersten zünftigen Sturz. Im Wald war es noch so dunkel, daß er nur ungefähr die Unebenheiten erkennen konnte. Er purzelte in allen Richtungen. Das war ihm gleichgültig, wenn er nur vorwärts kam. Immer wieder dachte er an den Onkel und das Donnerwetter, wenn er mit diesem Bericht zu ihm komme. Ei, diesmal schlug es ihn doch auf eine all zu harte Unterlage, au, das Bein! Er versuchte aufzustehen. Das ging nicht schlecht, aber der Ski war fort, nirgends mehr zu sehen. Der war wohl im Sturz abgesprungen und im rasenden Tempo den Wald hinab und unten über die Felsen hinaus gesprungen. Suchen war zwecklos. Also auf einem Ski weiter. Bei der nächsten Hütte versuchte er, sich Schindeln unter die Füße zu binden, damit er nicht mehr so tief in den Schnee einsinke. Bachnaß im Schweiß und todmüde kam er beim ersten bewohnten Hause an. Dort fand er zwei Männer, die bald bereit waren ihm zu helfen.

Mit diesen stieg er dann auf Schneeschuhen wieder zur Hütte hinauf. Das war eine Metzgerei dort oben im dunkeln Stall! Und dann die Fahrt mit dem Fleisch bis zum Drahtseil. Der Jüngere hatte sich anerboten, wieder hinauf zu den Rindern zu gehen, bis Walter vom Tal zurückkäme.

Die Kleider zerrissen, von Blut und Schweiß durchtränkt und zum Teil hartgefroren, nicht eben hübsch anzuschauen, kam Walter im Waldegg an. Er spürte nicht mehr viel von seinem verknaxten Fuß und auch nicht viel von des Onkels Donnerwetter. Er war so hundemüde und zerschlagen, daß er nur mit Mühe und Not einen begreiflichen Bericht abgeben konnte. In der warmen Stube begannen seine Kleider zu tropfen. Das Karlini schlug die Hände in allen Windrichtungen zusammen und jammerte wie um ein totes Kind. Brachte ihm aber sofort einen Schnaps und sagte dem Ratsherr eindeutig und energisch, daß der Bub jetzt zu allererst ausruhen und schlafen müsse. „Also soll er heim und morgen wieder kommen", sagte der Ratsherr. „Nichts ist", räsonnierte das Karlini, „der Bub bleibt da, ich will ihm schon betten und kochen, daß er bald wieder normal ist."

Walter ließ alles mit sich geschehen. Er bekam warmes Wasser und wusch sich. Er bekam eine Suppe und löffelte sie aus. Er bekam ein Bett, legte sich darein und schlief wie ein Murmeltier.

Früh am Morgen wollte der Balz zu ihm hinein. Da stand schon das Karlini vor der Türe, mit dem Finger am Mund. „Pssst, Herr Ratsherr, daß Ihr ihn mir nicht weckt!" Der Ratsherr schob die Magd beiseite und trat leise ein.

Da lag seines Bruders Sohn im Bett, hatte ein sauberes Hemd an, das der Onkel an den gestickten Blümlein als das seinige erkannte und schlief. Die roten Lippen bewegten sich beim Atmen ein wenig. Die dunkeln Locken umrahmten das frische, hübsche Gesicht. Die kräftige junge Männerhand lag auf der Brust.

Der Ratsherr wollte ihn wecken. Einen Augenblick blieb er stehen und betrachtete das friedliche Bild; dann kam ein weher, harter Zug in sein Gesicht. Sein Mund verschloß sich zu einem schmalen Strich und die Augen wurden trüb. Ganz leise sprach der Ratsherr zwischen den verbissenen Zähnen hervor: „In dem Alter und ungefähr so einer wäre jetzt mein Bub, wenn er nicht gestorben wäre, damals vor zwanzig Jahren.“ Er trat einen Schritt näher, fuhr mit seiner Faust aus der Hosentasche und gegen den Schläfer zu. Im Nahekommen öffneten sich die knobligen Finger, glitten dann leicht und sorgsam über Walters Haare und Stirne. „Ein eigen Geschick hat Dich da in meine Kammer hineingeschlagen, grad in das Bett, wo mein Sohn drin wäre, wenn er das Leben hätte.“ Des Ratsherrn Hand blieb auf dem Kissen liegen. „Bist ein treuer Bub, Walter, das weiß ich jetzt.“ Da fiel wahrhaftig eine Träne aus dem strengen Gesicht auf die Hand. Der alte Mann erschrak: „Nimm dich zusammen, Balz!“ Dann ging er leise weg. An der Türe schaute er noch einen Augenblick lang zurück, auf den schlafenden Walter.

Draußen stieß er auf das Karlini. Er achtete nicht auf sein Fragen. Wortlos ging er in die Stube hinein.

Da lag seines Bruders Sohn im Bett

Wenn der Föhn drückt.

Viel später erst erwachte Walter, rieb sich den Schlaf aus den Augen, schaute verwundert in dem fremden Zimmer umher. Nur langsam kam ihm die Erinnerung zurück und damit auch das Erstaunen, daß er in des Onkels Haus im Bett liege.

Der Ratsherr sei wegen dem Verkauf des Fleisches fortgegangen und habe Bericht zurückgelassen, Walter solle nur schnell wieder hinauf. Diesen Bescheid gab ihm das Karlini, während es ihn in der Küche mit Honig und Anken zum guten Milchkaffee traktierte. Es habe ihm einen ganzen Rucksack voll Eßwaren gerichtet zum Mitnehmen. Du hast jetzt dann bös dort oben ohne die Milch.“

Daheim fand Walter guten Bericht. Der Vater sei verhältnismäßig wohlauf, er sei schon einmal in der Wirtschaft gewesen. Walter wollte keine Zeit verlieren. Nur ein Paar Ski und ein neues Hemd besorgen und wieder in die Einsamkeit hinauf verschwinden.

Ohne zu wissen, nahm Walter außer dem großen Rucksack noch eine schwere Last mit in die Rinderalp, das Heimweh. Er hatte Agathli nicht gesehen.

Wenn hinter den Gletschern und Gipfeln am Vormittag der Föhn stand, wie abgeschnitten eine schnurgerade Wolkenbank ab dem grünblauen Himmel drückte, dann wollte ihn der Schmerz und die Langezeit schier zerreißen.

Der Ratsherr war in den ersten Föhntagen auch merkwürdig bedrückt. Ueberhaupt in der letzten Zeit stand er oft am Fenster, schaute über die halbaberen Matten oder zum Stall hinüber, schlich dem Knecht

nach oder ſtritt mit dem Karlini wegen jeder Kleinigkeit herum. War es, weil der Bruder vom Hangmattli da und dort im Dorf zu ſehen war und doch noch nie den Weg ins Waldegg hinauf gefunden hatte. Plagte ihn die Gliedſucht wieder mehr. Karlini konnte ihn auch nicht mehr recht verſtehen.

Nur mit Agathli war er gut, wenn es mit ſeinen Holzabrechnungen kam. Viel wurde aus ſeinen Wäldern in die Grabenſagi gefahren. Stundenlang ſchrieben ſie Zahlen und rechneten zuſammen. Darin war er peinlich exakt. Aber es kam auch vor, daß er alle Rechnungen liegen ließ und zu plaudern begann.

In einem ſolchen Geſpräch fragte er ganz unvermittelt: „Agathli, was haſt Du mit dem Hangmattli-Walter?“ „Das Mädchen nahm ein Bleiſtift vom Tiſch und begann mit großem Eifer zu ſpitzen: „Was meint Ihr damit?“ „Ich meine nur, Du haſt da einmal ſo verdächtig gut von ihm geredet.“ „Das verdient er auch.“ „Ja, ja, das glaube ich ſchon. Und dann habe ich auch gehört, man hat Euch zuſammen geſehen.“ „Das iſt wohl möglich, er hat ja bei uns früher geſchafft.“ Der Ratsherr ſchaute verſtohlen zu dem Mädchen hinüber, das mit großer Sorgfalt, das Geſicht weit vornübergebeugt, mit dem Bleiſtift hantierte. „Deswegen brauchſt Du doch nicht rot zu werden.“ Da ſchnellte Agathli ſeinen Kopf hoch, daß die Haare nur ſo flogen und fragte den Ratsherr mit feſtem, geradem Blick: „Was wollt Ihr von mir, Ratsherr?“ „Die Wahrheit erfahren, möchte ich von Dir. Mir kannſt es ruhig ſagen, ich kann ſchweigen, aber ich möchte das wiſſen.“ Der Ratsherr ſagte dieſe Worte ſo ernſt und eindringlich, daß dem Mädchen eine neue Glutwelle ins Geſicht ſchoß, aber es wendete ſeinen Blick nicht ab: „Gut, auf Euer Wort hin, Ratsherr, will ich Euch die Wahrheit ſagen. Der Walter iſt mein Schatz. Da brauche ich mich nicht zu ſchämen. So ein guter Menſch!“ Der Ratsherr wiegte den Kopf hin und her: „Gut, das iſt ſchön und recht, aber er hat ja nichts.“ Agathli ſenkte ſeine Lider, die langen Wimpern zitterten fein und auch ihr Schatten auf den roten Wangen: „Ich hab ihn halt trotzdem lieb, wie keinen Menſchen auf der Welt.“ Und nun begann Agathli von Walter zu erzählen, wie er tüchtig ſei, wie er arbeiten könne, was er alles in der Fremde gelernt und was für Ausſichten er dort habe. Nur das, wie lieb er mit ihm ſei, das erzählte es nicht.

Ein ſchwerer Gang.

Walter kam mit den Rindern von der Alp und fand das Haus ohne Onkel. Karlini erzählte, er ſei zu ſeinen auswärts verheirateten Töchtern gereiſt. Walter half dem Knecht und ging dann heim.

Dort fand er den Vater gemütlich am Ofen ſitzen, die Pfeife im Mund, einen Kalender in der Hand, vergnügt und aufgeräumt. Natürlich war er zum Schaffen nicht kräftig genug. Sobald Walter mit ihm allein war, fing er an den Vater zu fragen, ob er beim Onkel im Waldegg geweſen und wie es da ergangen ſei. Der Vater lachte etwas verlegen und ſagte: „Ja weißt, das hat noch Zeit, muß zuerſt wieder gut bei Geſundheit ſein.“

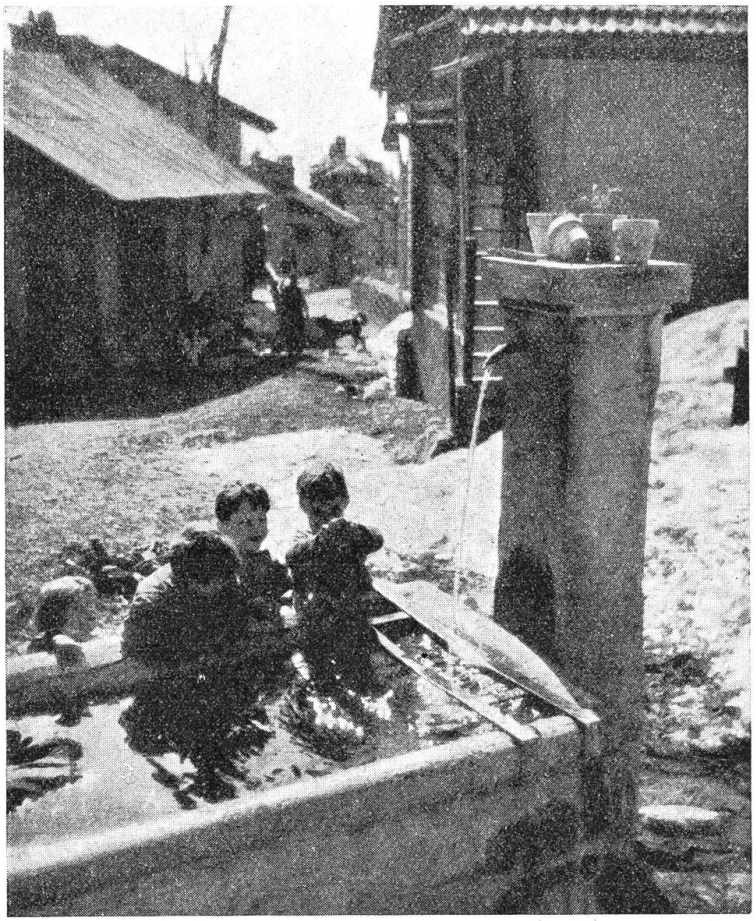
Die Mutter fragte er auch darüber. Dieſe jammerte und berichtete, ſeit er wieder beſſer dran ſei, rede er eher wieder wie früher über den Waldegg-Balz. Und der Foſt helfe natürlich auch noch dazu. „Ja dann kann ich jetzt wieder fort, da braucht Ihr mich ja nicht mehr zuhauſe“, meinte Walter. Aber die Mutter nahm ihn am Arm und bat gar inniglich und aus der ganzen Not ihres gemarterten Frauenherzens, Walter ſolle doch nicht fortgehen, ſonſt werde der Friede nie zuſtande kommen.

Natürlich hatte Walter einen ſolchen Stimmungsumſchwung beim Vater nicht erwartet. Zuerſt wollte er allen Ermahnungen der Mutter zum Trotz alles liegen und ſtehen laſſen und wieder zum Verwalter gehen, den Kopf aufwerfen, wie es in dieſem Alter nicht verwunderlich iſt. Dann wieder dachte er daran, wie viel er dafür bisher getan. „Soll das jetzt alles verloren ſein? Und die Matte im Kehr war und blieb alſo weiter ungerecht im Beſitz des Vaters.“ Das konnte doch keinen Segen Gottes bringen.

Und in der Nacht einmal vernahm er unbekannte, seltsame Geräusche. Er setzte sich im Bett auf, um besser zu hören. Und im aufmerksamen Lauschen kam ihm in den Sinn, so hatte in der schweren Stunde seines Vaters Stimme gejammert und gefleht. Und Walter dachte weiter: „Wieder einmal wird der Tod an den Vater herantreten. Soll der Tod ihn wieder so antreffen? Nein, niemals, diese furchtbare Not kann ich nie mehr vergessen."

Nein, Walter war nicht der Mann, der auf halbem Weg stehen blieb. Sobald der Onkel von seiner Reise zurück kam, ging er zu ihm. Er mußte ja noch seinen Lohn holen. —

Der Ratsherr war gut gelaunt. Er führte ihn in den Stall zu den Rindern. Er sei mit ihm zufrieden, wie er sie zurückgebracht habe. Er fragte ihn auch um seine Meinung, er, der Ratsherr, den jungen Walter. In der Stube oben zahlte er ihm den Lohn und gab ihm ein schönes Trinkgeld. Walter wollte seinen Augen nicht trauen. So hatte er den Onkel noch nie gesehen. Vielleicht war auch nie mehr eine Gelegenheit, so mit dem Ratsherr reden zu können. Walter nahm allen Mut zusammen und redete vom Vater. Lange sprachen die beiden zusammen. Das Karlini wagte nicht, das Nachtessen aufzutragen. Und auch das Licht anzuzünden, vergaßen sie. — Dort hinter dem Tisch in der finstern Stube wurde ein Zusammentreffen der beiden Brüder ausgemacht.



„Sudli-Buebe"

Nach mehr als zwanzig Jahren sollten sich die beiden wieder einmal die Hand geben, an einem Tisch zusammensitzen und sich in die Augen schauen.

Walters Vater war Tage vorher schon bleich und gelb geworden. Es war, als ob die alte Krankheit noch einmal ausbrechen und diesen Gang verhindern wollte. Mühsam, auf seinen Stock gestützt und schweigsam lief er neben dem Walter her. Auf der Stiege im Waldegg-Haus schien ihm der Atem zu fehlen. Dreimal mußte er stille stehn. Und da er endlich eintrat, verließ ihn schier die Kraft. Elend saß er am Tisch, trotz der dicken Uhrkette und dem Sonntagsstaat. Nach dem Verschnaufen sagte er: „Soweit bin ich jetzt — und weiter muß mir Gott helfen. Ich kann nicht mehr."

Der Ratsherr schaute auf seinen Bruder, den er seit der Krankheit nicht einmal von weitem gesehen hatte. Der Anblick dieses kranken, gebrochenen Mannes erschütterte ihn. Er vergaß die bitteren Worte, die er dem Bruder hatte sagen wollen. Er wollte nicht lange diesem Leiden zuschauen: „Du hast gesagt, diese Matte im „Kehr" gehöre mir, hat der Walter berichtet." Vor sich auf die zitternde Hand schauend, sagte der Hans: „Ja Dir, wenn's recht gegangen wäre, damals vor zwanzig Jahren." „Und jetzt hast

Du also zwanzig Jahre den Nutzen davon gehabt." „Ja, und hab's weit gebracht mit diesem Nutzen, kannst die Matte haben, lieber heute als morgen" und aufbrausend fuhr er fort, „und den Nutzen kannst in Rechnung stellen." Müde fiel ihm die Hand auf den Tisch zurück. Seine Kräfte reichten nicht mehr zu einem richtigen Zorn.

Ob dieser Hilflosigkeit kam das Erbarmen über den Balz: „Will keinen Nutzen. Aber wenn Du selber sagst, die Matte gehört mir, dann laß sie so verschreiben. Nicht daß Deine Buben von diesem Nutzen noch den Schaden haben. Willst, dann schlag ein!" Balz hielt ihm die Hand über den Tisch. Gern kam die kranke Hand entgegen und die beiden Männer, hartgewordene Männer und erfahrene Feinde, nahmen sich fest in den Blick. Hans ließ die Hand nicht mehr los: „Jetzt will ich sagen, jetzt ist mir so, schade, daß das nicht vor zwanzig Jahren geschehen ist."

Viel später ging der Hangmattli-Hans heimzu. Die Leute schauten aus den Fenstern, warteten kaum, bis er vorbei war, sprangen zu einander, um dieses unerhörte Wunder zu besprechen.

Und ein Fuchs macht Kehrt.

Zu gewissen Zeiten haben die klatschenden Mäuler Arbeit in Hülle und Fülle. Nach dieser unglaublichen Zusammenkunft fand hinter dem gleichen Tisch im Waldegg noch eine wichtige Konferenz statt. Und die Folgen davon hielten das Mundwerk gewisser Leute wochenlang in Bewegung.

Der Ratsherr hatte in der letzten Zeit manchmal mit dem Agathli über Dinge gesprochen, die nicht unbedingt zur wöchentlichen Holzabrechnung gehört hätten. An einem solchen Abend kam gerade Walter mit dem Schriftstück wegen der Matte im „Kehr". Wieder, wie das erste Mal, da er in diese Stube getreten, saß Agathli hinter dem Tisch. Der Ratsherr zeigte über den Tisch hinüber auf einen Stuhl und sagte: „Kannst hier Platz nehmen, wirst wohl nicht „fremden" wegen dem Mädchen."

Walter setzte sich etwas verlegen. Er sah gut aus in seiner gestickten Bauernbluse. Agathli hatte ihn schon lange nicht mehr in dieser schmucken Tracht gesehen, wohl nicht mehr, seit er bei ihnen gefuhrwerkt hatte. Es schaute immer wieder aus seiner Ecke zu ihm hinüber und dann wieder auf den Ratsherrn, als wollte es die Aehnlichkeiten in den Gesichtszügen prüfen.

Der Ratsherr töpperlete mit seinen Fingern auf der Schieferplatte des Tisches. Es herrschte eine peinliche Schweigsamkeit. Plötzlich schaute er auf, blickte scharf in Walters Gesicht und sagte: „Ich hab gehört, Ihr beide, Du und das Agathli, wollt heiraten!" „Jesses Gott!" schrie das Mädchen und wollte auf und davon. Aber der Balz packte es am Arm: „Jetzt wird da geblieben." Dem jungen Mann schoß das Blut glutheiß in den Kopf, nur einen kurzen Blick warf er zum Agathli hinüber, dann sagte er: „Ja, das wollen wir, aber erst dann, wenn ich eine Pacht habe und eine Familie erhalten kann." Der Ratsherr meinte trocken, „das kann aber noch ein halbes Dutzend Jahre gehen, bis Du so weit bist." „Je nach dem." Walter erzählte von seinen Aussichten und wie ihm der Verwalter an die Hand gehen wolle. Er kam dabei ordentlich ins Feuer und verteidigte seine Pläne mit begeisterten Worten. Der Ratsherr hörte aufmerksam zu, dann fragte er: „Und Du, Agathli, willst Du mit ihm so weit fort gehen, in die Fremde, zu ganz anderen Menschen?" Es sprach fest und bestimmt nur das kleine Wort: „Ja."

Unheimlich still war es jetzt. Unter den stechenden Blicken des alten Mannes wurde ihnen bange. Der fing langsam an zu reden, jedes Wort eigen betont: „Und wenn ich Euch mein Heimen in Pacht gebe, zu einem anständigen Zins, und vielleicht später einmal zum Kauf?" Solange bis diese Worte so recht verklungen waren, blieb es still wie der Tod. Dann jubelte Agathlis Stimme: „Ist das menschenmöglich; das wäre ja viel zu schön. Jeches, Walter, ich sehe, daß es dem Onkel ernst ist." Es sprang auf, packte den Walter um den Hals: „Siehst Du denn nicht, daß es wahr ist!" Walter stammelte ungläubig: „Das wäre das große Glück!"

„Ich bin allein und bald alt", begann der Ratsherr, „mein Bub ist schon lange tot,

er wäre jetzt so groß wie Du, Walter. Meine Schwiegersöhne in den fernen Städten sind keine Bauern. Ich habe mit ihnen davon gesprochen. Du hast Dich bewährt, Walter, in schwieriger Lage bewährt, und Dein Meitschi kenne ich jetzt. Ich kann, so Gott will, den alten Haß begraben, und dann ist mir niemand lieber in meinem Haus als Ihr zwei. Ich will in den obern Stock und noch ein paar Jahre dabei sein, so mir der Herrgott das Leben gibt" Da griffen die zarten Hände des Mädchens über den Tisch, umschlossen dort die rauhe Faust des Ratsherrn und Agathli sagte: „Und ich will Euch in diesen Jahren viel Freude machen."

Endlich fand auch Walter seine Sprache wieder.

In der Nacht, auf dem Heimweg aber fand Walter noch viel schönere Worte: „Du Liebes Du, mein herziger Schatz!" sagte er und nahm es in seine Arme. Ihm war doch gleichgültig, ob das Karlini zuhörte oder hinter dem Fenster stand. Und Agathli verlor fast den Atem, so fest ward es von ihm zerdrückt. Und doch konnte es zwischen den Küssen flüstern: „Walter, jetzt bist Du mein Walter, jetzt endlich fängt unser Leben an." Sobald er mit seiner Kraft ein wenig nachließ, schlüpfte es ihm aus, nahm ihn bei der Hand, hüpfte, ihn hintennachziehend, in übermütigen Sprüngen davon. Aber nicht weiter, als bis zum kleinen Wald, so recht außer Hörweite, dann schlang es seine Arme um ihn und riß ihn fast zu Boden: „Walter, ich bin so glücklich, jetzt geht es nicht mehr lange, dann gehöre ich ganz Dir. Das ist so schön, so wunderwunderschön." Walter wollte sich nicht länger nach allen Seiten reißen lassen und nahm Agathli auf seine Arme, küßte es und sprach dann wieder: „So habe ich Dich einmal getragen, so, aber Du warst ohnmächtig und weißt nichts davon. Schon seit damals gehörst Du mir. Jetzt aber wirst Du mein zu Recht, mit Ring und Segen, Du liebes Meitschi Du, bist jetzt meine liebe Braut."

Die Vögel in ihren Nestern erschraken, und ein wildernder Fuchs machte Kehrt und schlich davon.

Am Sonntag läutete in der Grabensagi das Telefon. Die Mutter nahm den Hörer ab und vernahm eine buspere Männerstimme: „Grüß Euch Gott, hier ist der Hangmattli-Walter, könnte ich vielleicht mit dem Agathli reden?" „Will schauen", sagte die Mutter und ging in die Küche hinaus: „Du, der Hangmattli-Walter ist am Telefon und will zu Dir." Sie sah, daß das Mädchen gar nicht besonders verwundert tat. Darum fragte sie: „Was hat der da zu telefonieren?" Agathli lächelte im Vorbeigehen der Mutter schelmisch zu: „Will gleich schauen, er wird wahrscheinlich etwas Wichtiges zu besprechen haben." — Genau so war's. Walter frug, ob er nachmittags zum Vater kommen könne. Seit jenem Gespräch im Saustall hatte er einen Heidenrespekt vor überraschenden Zusammenkünften mit dem Sageler. Er wollte diesmal lieber in der schönen Stube mit ihm reden. Zur Sicherheit und um seinen Worten Gewicht zu geben, hatte er den Vertrag mit dem Waldegg-Balz in der Tasche.

Sie mußten nicht lange vom Wetter reden. Die Mutter, das Vreni und sogar das kleine Marieli merkten, daß da ein gewichtiges Männergespräch in Gang kam. Eins nach dem andern schlich heimlich davon.

„Siehst Du denn nicht, daß es wahr ist!"

Jetzt saß Walter dem Sageler allein gegenüber, nun mußte es halt doch gesagt sein: „Ich habe da vom Onkel in Waldegg sein Heimen in Pacht übernommen.“ Der Sageler fuhr auf, sagte aber nichts. Walter redete weiter: „Das ist eine schöne Existenz, gutes und viel Land, und der Preis nicht hoch.“ Walter zögerte. „Ich hab den Vertrag da, könnt selber schauen, ob das nicht ein gutes Fortkommen ist.“ Der Vater hörte aufmerksam zu, sprach aber kein Wort. „Und jetzt — — ja eben — — “, Walter nahm einen Anlauf, „und jetzt frage ich Euch, ob ich mit dem Agathli Bekanntschaft haben darf, weil es nämlich meine Frau werden will.“ Nun mußte Walter nicht mehr lange warten, bis der Sageler redete, und wie. Aber Walter hielt ihm stand.

Nach einiger Zeit kam ihm ein mächtiger Bundesgenosse zu Hilfe. Agathli war immer tüchtig im Rechnen gewesen. Es meinte: „Allein kann doch der Walter das große Heimen nicht schaffen. Wenn wir jetzt zum Beispiel nicht heiraten könnten, dann müßte ich ja als Magd zu ihm gehen, wäre Dir das viel lieber, Vater?“ So rutschte das ernste Gespräch nach und nach in eine lustigere Gangart hinüber.

Die alten Eidgenossen sprachen dem den Sieg zu, der auf dem Schlachtfeld standhielt. Walter blieb in der Stube bis weit in die Nacht hinein. Nur wechselte er von seinem Platz am Tisch auf das Kanapee hinüber. —

Viel wäre noch zu erzählen von den beiden glücklichen jungen Menschen. Wie sie den Hausrat zusammenführten. Wie in den glücklichen Wochen während dem Einrichten das Agathli immer und immer wieder in das Waldegg-Haus hinauf stürmte, um ein Maß zu nehmen oder ein Vorhängli anzupassen. Und wie es dann den Walter im Speicher, im Stall oder auf den Matten suchte und glücklich fand. Nur kurze Augenblicke herzlichen Beisammenseins, aber ein Bildchen, wie es alle Herzen erfrischen und erfreuen muß.

Und von einem anderen Bild glücklicher Einigkeit wäre noch zu berichten. Die Sonne schaute durchs Fenster in die Wirtsstube hinein, wo der Ratsherr und der Hangmattli-Hans am reich gedeckten Tisch neben einander saßen inmitten der fröhlichen Hochzeitsgäste, ihr Glas in der Hand und den Frieden im Herzen.

Und dann auf dem ersten wirklichen Heim-Weg“, da sie stehen blieben Hand in Hand. Walter zeigte weit hinaus: „Schau die große Matte, das prächtige Gras und die braune Kuh mit den schönen Hörnern.“ Agathli staunte und zeigte auch: Schau, wie das Haus heimelig in der Sonne steht, und dort die vier Fenster, unsere vier Fenster —. Aber weißt Du, was sehe ich am liebsten?“ drehte sich um und legte ihm die Hände an die Wangen: „Walter, am liebsten schaue ich in Deine lieben Augen hinein.“

Ende.

Der eine fragt: was kommt danach?
Der andere fragt nur: ist es recht?
Und also unterscheidet sich
Der Freie von dem Knecht.

Theodor Storm